



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 15, Nr. 4 April 15, 1962

Köln: Bund-Verlag, April 15, 1962

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

aufwärts 4

Köln, 15. April 1962 · 15. Jahrgang · Preis 50 Pfennig · G 1394 E

Foto: Horst Müller





1. MAI

IN FRIEDEN ARBEITEN
IN FREIHEIT LEBEN

DEUTSCHER GEWERHSCHAFTSBUND



N
S

D
w
A
s
a
F
I
s
I
n
S
c
a
y



Aufruf

des Deutschen

Gewerkschaftsbundes

zum 1. Mai



Nicht Atomwaffen – nicht Völkermord – sondern Abrüstung und Völkerfrieden!

Das ist die Losung des Deutschen Gewerkschaftsbundes für diesen 1. Mai.

Wir leben in einer unfriedlichen Welt. Auch an diesem 1. Mai rufen die Gewerkschaften in den Ländern der freien Welt alle Menschen guten Willens auf, den Frieden zu erhalten und einer freiheitlichen und sozialen Entwicklung der Gesellschaft den Weg zu bahnen.

In der zunehmenden Aufrüstung der mächtigsten Staaten liegt die größte Sorge unserer Zeit. Nur wenn es gelingt, die Atomwaffen in der ganzen Welt zu ächten und zu vernichten, und nur, wenn eine allgemeine Abrüstung herbeigeführt wird, kann die Gefahr der völkervernichtenden Katastrophe eines neuen Krieges abgewendet und der Friede in der Welt gesichert werden.

Wenn in den verflossenen anderthalb Jahrzehnten ein wirtschaftlicher Aufschwung erzielt wurde, gebührt der Dank vor allem den Arbeitern, Angestellten und Beamten. Ihr Fleiß und ihr Aufbauwille haben diesen Fortschritt herbeigeführt. Wir wollen die Leistung keiner anderen Gruppe herabsetzen, aber wir fordern, daß das Verdienst der Millionen schaffender Männer und Frauen in den Produktionsstätten, Verkaufsstellen und Büros an diesem Aufstieg gerecht gewürdigt wird.

Wir freuen uns auch der wachsenden Erfolge unserer gewerkschaftlichen Arbeit.

Sie findet ihren Ausdruck vor allem darin, daß die Löhne und Gehälter von Jahr zu Jahr gestiegen sind und daß die Arbeits- und Lebensbedingungen menschenwürdig und freiheitlich geregelt werden konnten.

Wir sind uns aber auch dessen bewußt, daß noch Aufgaben von weittragender Bedeutung vor uns stehen. Der Streit um den gerechten Anteil, der den Arbeitnehmern am Sozialprodukt zusteht, läßt einen Verzicht auf gewerkschaftliche Kampfmittel nicht zu. Die Gewerkschaften verwahren sich dagegen, daß ihnen eine „maßvolle“ Lohnpolitik gepredigt wird, während die Unternehmer ihre Gewinne und Dividenden maßlos steigern. Gegen jeden Versuch, die Tarifautonomie zu beschränken oder eine Zwangsschlichtung einzuführen, werden wir uns entschlossen zur Wehr setzen. Die unsoziale Einkommens- und Vermögensverteilung erweitert die Kluft zwischen den Schichten unseres Volkes ständig. Die von der Bundesregierung geplante Streuung des Eigentums ist keinen Schritt vorwärts gekommen. Die den Arbeitnehmern zugesagte Sozialreform ist immer noch nicht verwirklicht. Die Berliner Mauer ist eine Verhöhnung der Menschenrechte.

Auch an diesem 1. Mai erheben wir erneut unsere Forderung auf eine fortschreitende Demokratisierung in Staat, Wirtschaft und

Gesellschaft, auf Verwirklichung einer gerechten Sozialordnung, auf Selbstbestimmung der Völker und auf Sicherung von Frieden und Freiheit.

Die Gewerkschaften schöpfen ihre Kraft für ihr erfolgreiches Wirken aus der Solidarität der Arbeiter, Angestellten und Beamten. Diese Solidarität macht nicht an den Grenzpfählen halt. Sie umfaßt die Arbeitnehmer aller Länder und Kontinente, die um die gleichen Ziele ringen, zu einer brüderlichen Gemeinschaft im Internationalen Bund Freier Gewerkschaften.

Der Deutsche Gewerkschaftsbund fordert alle Gewerkschaftsmitglieder – Männer und Frauen, vor allem aber auch die Vertreter der jungen Generation – auf, uns in unserem Kampf gegen Unfreiheit und Ungerechtigkeit durch Wort und Tat zu unterstützen. Nur unser solidarisches Zusammenwirken verbürgt den weiteren Erfolg unserer vereinten Arbeit.

Alle noch abseits stehenden Arbeitnehmer rufen wir auf, sich unseren Reihen anzuschließen und an unserem Ringen um eine gerechte Sozialordnung teilzunehmen. Wir wollen

in Frieden arbeiten, in Freiheit leben!

Deutscher Gewerkschaftsbund
Bundesvorstand

Briefe an die Redaktion

Du mußt dich entscheiden!

Entscheiden für die Wehrdienstverweigerung, das rät dir der mit A. S. zeichnende Verfasser des Artikels vom 15. Februar 1962. Er erläutert dir freundlicherweise auch, welche Schritte zu unternehmen sind.

Du mußt dich entscheiden. Das stimmt Wort für Wort. Einem Gegner gegenüber, der an der unseligen Mauer auf Frauen und Kinder schießt, der auch der Bundesrepublik jenen „Fortschritt“ bringen will, dem sich die verzweifelten Bürger des Zonenregimes unter Lebensgefahr zu entziehen suchen, gibt es keine Neutralität.

Es gibt nur zwei Möglichkeiten. Die eine heißt: „Lieber rot als tot“, lieber Recht und Freiheit aufgeben, als sie mit der Waffe zu verteidigen, auch wenn der Aggressor ein Ostdeutscher ist.

Die andere Möglichkeit heißt: „Widerstand und Verteidigungswille“, dem Gegner klar machen, daß wir uns wehren, Recht und Freiheit unseres Landes schützen werden.

Hätten die freiheitlichen Staaten Europas Hitler dieses rechtzeitig klargemacht, so wäre vielleicht der zweite Weltkrieg vermieden worden.

Immerhin, sie haben sich gewehrt.

Hätten sich die Menschen in England, Frankreich und Amerika damals auch für die Wehrdienstverweigerung entscheiden sollen – für ein Europa in den Ketten der Nazis? Für Bergen-Belsen und Auschwitz?

Mut wie ein Löwe – oder Gedanken eines Jugendvertreters

Mut wie ein Löwe.
Schwung wie ein Trapezkünstler.
Takt wie ein Diplomat.
Ausdauer wie ein Marathonläufer.
Energie wie ein Motor.
Ein dickes Fell wie ein Elefant.
Vielseitigkeit wie ein Zauberer.
Diese Sätze waren unter der Überschrift „Was soll ein Jugendvertreter haben?“ zu lesen („aufwärts“ Nr. 2/1962).

Welcher Jugendvertreter, der diese Sätze liest, wird nicht erschrecken? Als Personaljugendvertreter (nicht IGM, sondern DPG) war ich getroffen: Das soll ich alles haben! Wenn es auch ein Werbetext ist, er beunruhigt. Deshalb: sofortige Gewissensforschung.

Habe ich Mut? Doch vorher noch: Was ist Mut? Ich habe mich bemüht, in den Nachschlagewerken, die mir zur Verfügung stehen, eine Erklärung zu finden. Der Versuch war vergebens. Mein Bruder meinte, ich solle unter „Courage“ nachsehen. Duden: Mut, Tapferkeit. Dieses Ergebnis veranlaßte mich, mir Gedanken zu machen über den Mut. Ergebnis: Mutig ist der, Mut hat der, der etwas tut, von dem er weiß, daß er es tun muß, obwohl er angefeindet wird. – Ich darf doch hier einiges er-

zählen? Es ist kein Bericht darüber wie ein Jugendvertreter sein soll, wie ihn hauptamtliche Gewerkschafter gerne sähen, sondern ein Versuch, die Gedanken eines Jugendvertreters wiederzugeben. (Ich hoffe, ich bin objektiv genug.) An Hand der Eigenschaften, die ein „Super-Jugendvertreter“ haben soll, will ich versuchen, zu schreiben.

Mut wie ein Löwe. An der Größe, der Kraft und an den Fähigkeiten gemessen, die ein Löwe hat, vollbringt er keine besonderen Taten. Er tut Alltägliches. Trotzdem hat er Mut, denn er wird angefeindet. Alltägliches tut wohl jeder Jugendvertreter durch sein Dasein, durch sein Aufpassen. Das erfordert auch ein wenig Mut. Also: Etwas Mut ist vorhanden.

Mit dem Schwung ist das so eine Sache. So beweglich bin ich nicht, daß ich sagen könnte, ich hätte Schwung wie ein Trapezkünstler. – Takt. Nichts Besonderes zu sagen. – Ausdauer wie ein Marathonläufer. Ich wünsche mir nicht jene Ausdauer, die der griechische Läufer hatte, an deren Ende der Zusammenbruch steht.

Energie wie ein Motor. Ein Motor hat nur dann Energie, wenn er mit Treibstoff versorgt wird. Auch ein Jugendvertreter braucht ihn. – Darf sich jetzt der Jugendvertreter etwas wünschen? Interesse und Aufgeschlossenheit der älteren

Heinz Brandt wird beklagt, der von drüben gekidnappt wurde. Zehntausende von politischen Gegnern des SED-Regimes sind seit 1945 in den KZ des Regimes gequält, gefoltert, ermordet worden, vegetieren schwerkrank noch heute in den Zuchthäusern und Lagern.

Nicht die wenigsten von ihnen sind Arbeiter, Gewerkschafter und Sozialdemokraten. Wahrhaftig steht in der Bundesrepublik nicht alles zum Besten. Immer wieder verderben unwürdige Szenen auf der Bonner politischen Bühne, Skandale und Konfessionsstreitigkeiten dem Staatsbürger die politische Suppe.

Dennoch, niemand wird aus politischen Gründen ohne Verfahren eingesperrt, gefoltert oder ermordet.

Die Presse hat die Möglichkeit zu ungeminderter Kritik, Skandale aufzuspüren und aufzudecken.

Es gibt keine Idealdemokratie. Das, was man Kuhhandel und Taktieren nennt, gehört nun einmal zum freien Spiel der Kräfte in einer Demokratie. Die Vielfalt und dialektische Strukturierung der Parteien und Verbände, katholische Kirche und evangelische Kirche, Arbeitgeber und Gewerkschaften, Bauernverbände und Verbraucherorganisationen usw. verhindern den Machtmißbrauch und gewährleisten eine Alternative.

Wo es noch Entscheidungsfreiheit und Wahl gibt zwischen zwei Alternativen, da ist auch Freiheit.

Wer in unserem Staatswesen frei sein will, das heißt eine eigene politische Entscheidung treffen will, der kann frei sein. Diese Freiheit ist es, die dem einzelnen den Raum gibt, sich nach seinem Gewissen zu entscheiden.

Wir Soldaten dienen unserem Lande, damit uns Recht und Freiheit, wie sie im Grundgesetz verankert sind, erhalten bleiben.

Wir verteidigen auch das Recht, den Dienst mit der Waffe zu verweigern, wenn es der einzelne glaubt, nicht vor seinem Gewissen verantworten zu können. Aber wenn es zu viele wären, die von der in diesem Blatt besorgte erläuterten Möglichkeit der Wehrdienstverweigerung Gebrauch machten, so könnte es sein, daß sie damit das System der Mauer und der KZ stärken. Es könnte dahin kommen, daß sie eines Tages inmitten dieser „Ulbrichtmauern“ leben und mit ihrer Freiheit auch das Recht zur Wehrdienstverweigerung verlieren könnten.

Die Bundeswehr hat aus den Fehlern und bitteren Erfahrungen unserer Armee in der Geschichte gelernt, daß Recht und Freiheit unseres Vaterlandes nicht gegen Arbeiterschaft und Gewerkschaft, sondern nur im Verein mit diesen gegen alle Feinde von links und von rechts verteidigt werden müssen.

Wir jungen Soldaten wenden uns an die jungen Menschen in den Gewerkschaften: Du mußt dich entscheiden!

Die Bundeswehr hat aus den Fehlern und bitteren Erfahrungen unserer Armee in der Geschichte gelernt, daß Recht und Freiheit unseres Vaterlandes nicht gegen Arbeiterschaft und Gewerkschaft, sondern nur im Verein mit diesen gegen alle Feinde von links und von rechts verteidigt werden müssen.

Wir jungen Soldaten wenden uns an die jungen Menschen in den Gewerkschaften: Du mußt dich entscheiden!

Die Bundeswehr hat aus den Fehlern und bitteren Erfahrungen unserer Armee in der Geschichte gelernt, daß Recht und Freiheit unseres Vaterlandes nicht gegen Arbeiterschaft und Gewerkschaft, sondern nur im Verein mit diesen gegen alle Feinde von links und von rechts verteidigt werden müssen.

Wir jungen Soldaten wenden uns an die jungen Menschen in den Gewerkschaften: Du mußt dich entscheiden!

Die Bundeswehr hat aus den Fehlern und bitteren Erfahrungen unserer Armee in der Geschichte gelernt, daß Recht und Freiheit unseres Vaterlandes nicht gegen Arbeiterschaft und Gewerkschaft, sondern nur im Verein mit diesen gegen alle Feinde von links und von rechts verteidigt werden müssen.

Wir jungen Soldaten wenden uns an die jungen Menschen in den Gewerkschaften: Du mußt dich entscheiden!

Die Bundeswehr hat aus den Fehlern und bitteren Erfahrungen unserer Armee in der Geschichte gelernt, daß Recht und Freiheit unseres Vaterlandes nicht gegen Arbeiterschaft und Gewerkschaft, sondern nur im Verein mit diesen gegen alle Feinde von links und von rechts verteidigt werden müssen.

Wir jungen Soldaten wenden uns an die jungen Menschen in den Gewerkschaften: Du mußt dich entscheiden!

Die Bundeswehr hat aus den Fehlern und bitteren Erfahrungen unserer Armee in der Geschichte gelernt, daß Recht und Freiheit unseres Vaterlandes nicht gegen Arbeiterschaft und Gewerkschaft, sondern nur im Verein mit diesen gegen alle Feinde von links und von rechts verteidigt werden müssen.

Wir jungen Soldaten wenden uns an die jungen Menschen in den Gewerkschaften: Du mußt dich entscheiden!

Die Bundeswehr hat aus den Fehlern und bitteren Erfahrungen unserer Armee in der Geschichte gelernt, daß Recht und Freiheit unseres Vaterlandes nicht gegen Arbeiterschaft und Gewerkschaft, sondern nur im Verein mit diesen gegen alle Feinde von links und von rechts verteidigt werden müssen.

Wir jungen Soldaten wenden uns an die jungen Menschen in den Gewerkschaften: Du mußt dich entscheiden!

Die Bundeswehr hat aus den Fehlern und bitteren Erfahrungen unserer Armee in der Geschichte gelernt, daß Recht und Freiheit unseres Vaterlandes nicht gegen Arbeiterschaft und Gewerkschaft, sondern nur im Verein mit diesen gegen alle Feinde von links und von rechts verteidigt werden müssen.

Wir jungen Soldaten wenden uns an die jungen Menschen in den Gewerkschaften: Du mußt dich entscheiden!

Die Bundeswehr hat aus den Fehlern und bitteren Erfahrungen unserer Armee in der Geschichte gelernt, daß Recht und Freiheit unseres Vaterlandes nicht gegen Arbeiterschaft und Gewerkschaft, sondern nur im Verein mit diesen gegen alle Feinde von links und von rechts verteidigt werden müssen.

Wir jungen Soldaten wenden uns an die jungen Menschen in den Gewerkschaften: Du mußt dich entscheiden!

Die Bundeswehr hat aus den Fehlern und bitteren Erfahrungen unserer Armee in der Geschichte gelernt, daß Recht und Freiheit unseres Vaterlandes nicht gegen Arbeiterschaft und Gewerkschaft, sondern nur im Verein mit diesen gegen alle Feinde von links und von rechts verteidigt werden müssen.

Wir jungen Soldaten wenden uns an die jungen Menschen in den Gewerkschaften: Du mußt dich entscheiden!

Die Bundeswehr hat aus den Fehlern und bitteren Erfahrungen unserer Armee in der Geschichte gelernt, daß Recht und Freiheit unseres Vaterlandes nicht gegen Arbeiterschaft und Gewerkschaft, sondern nur im Verein mit diesen gegen alle Feinde von links und von rechts verteidigt werden müssen.

Wir jungen Soldaten wenden uns an die jungen Menschen in den Gewerkschaften: Du mußt dich entscheiden!

Die Bundeswehr hat aus den Fehlern und bitteren Erfahrungen unserer Armee in der Geschichte gelernt, daß Recht und Freiheit unseres Vaterlandes nicht gegen Arbeiterschaft und Gewerkschaft, sondern nur im Verein mit diesen gegen alle Feinde von links und von rechts verteidigt werden müssen.

Wir jungen Soldaten wenden uns an die jungen Menschen in den Gewerkschaften: Du mußt dich entscheiden!

Die Bundeswehr hat aus den Fehlern und bitteren Erfahrungen unserer Armee in der Geschichte gelernt, daß Recht und Freiheit unseres Vaterlandes nicht gegen Arbeiterschaft und Gewerkschaft, sondern nur im Verein mit diesen gegen alle Feinde von links und von rechts verteidigt werden müssen.

Wir jungen Soldaten wenden uns an die jungen Menschen in den Gewerkschaften: Du mußt dich entscheiden!

Die Bundeswehr hat aus den Fehlern und bitteren Erfahrungen unserer Armee in der Geschichte gelernt, daß Recht und Freiheit unseres Vaterlandes nicht gegen Arbeiterschaft und Gewerkschaft, sondern nur im Verein mit diesen gegen alle Feinde von links und von rechts verteidigt werden müssen.

Wir jungen Soldaten wenden uns an die jungen Menschen in den Gewerkschaften: Du mußt dich entscheiden!

Die Bundeswehr hat aus den Fehlern und bitteren Erfahrungen unserer Armee in der Geschichte gelernt, daß Recht und Freiheit unseres Vaterlandes nicht gegen Arbeiterschaft und Gewerkschaft, sondern nur im Verein mit diesen gegen alle Feinde von links und von rechts verteidigt werden müssen.

Wir jungen Soldaten wenden uns an die jungen Menschen in den Gewerkschaften: Du mußt dich entscheiden!

Die Bundeswehr hat aus den Fehlern und bitteren Erfahrungen unserer Armee in der Geschichte gelernt, daß Recht und Freiheit unseres Vaterlandes nicht gegen Arbeiterschaft und Gewerkschaft, sondern nur im Verein mit diesen gegen alle Feinde von links und von rechts verteidigt werden müssen.

Wir jungen Soldaten wenden uns an die jungen Menschen in den Gewerkschaften: Du mußt dich entscheiden!

Die Bundeswehr hat aus den Fehlern und bitteren Erfahrungen unserer Armee in der Geschichte gelernt, daß Recht und Freiheit unseres Vaterlandes nicht gegen Arbeiterschaft und Gewerkschaft, sondern nur im Verein mit diesen gegen alle Feinde von links und von rechts verteidigt werden müssen.

Wir jungen Soldaten wenden uns an die jungen Menschen in den Gewerkschaften: Du mußt dich entscheiden!

Große Lotterie

Zu dem Artikel „Große Lotterie“, erschienen in Nr. 2 der illustrierten Zeitung des DGB für junge Menschen, „aufwärts“, möchte ich folgendes sagen:

Mit dem Ansinnen und der Meinung der Verfasserin des genannten Artikels über den Luftschutz im Falle eines Krieges mit ABC-Waffen und über den Atomtod schlechthin bin ich in keiner Weise einverstanden.

Die Verfasserin sieht meines Erachtens in dem unsere Generation bedrohenden Atomkrieg

ein alles vernichtendes Chaos, einen Untergang allen weltlichen Seins. Sie glaubt nicht an ein Überleben, an einen durchaus möglichen Schutz im Falle eines Atomkrieges oder, wie sie sagt, an die „Gewinnchance bei dieser Lotterie“.

Versteht der Laie auch nur sehr wenig vom Luftschutz, Strahlenschutz usw., so glaubt er doch an die „Große Lotterie“; sagen wir besser an seine Chance, auch einen Atomkrieg zu überleben. Ich finde es nicht überheblich, wenn das Bundesinnenministerium seine Broschüre mit „Jeder hat eine Chance“ überschrieb.

Sicherlich wissen wir alle, zumindest haben wir aber alle eine gewisse Vorstellung davon, wie verheerend ein Krieg mit atomaren Waffen für uns Menschen sein wird.

In Erkenntnis dieser Tatsache und sicherlich auch aus einem alltäglichen Angstgefühl heraus wird gerade in Deutschland in letzter Zeit sehr viel für den zivilen Luftschutz, für den Strahlenschutz, für den Bau von unterirdischen Bunkern usw., für die Katastrophenabwehr überhaupt und damit letztlich für den Menschen getan.

Die Verfasserin des Artikels „Große Lotterie“ beteuert, daß heute schon wieder Sirenen zur Probe heulen. Bestimmt haben Sirenen in einem neuerlichen Krieg nicht mehr die Bedeutung wie 1939. Sollte man aber aus diesem Grunde keine Sirenen mehr herstellen und für den allgemeinen Luftschutz verwenden? Sollen wir uns den Bau von Bunkern, Stollen und Schutzräumen ersparen und das Geld für andere Zwecke verwenden? Wir sollten es

tun, wenn uns der Luftschutz völlig unnützlich scheint!

Jeder weiß aber, daß es anders ist.

Hiroshima und Nagasaki haben nicht nur gezeigt, welche ungeheuerliche Wirkung die Atombombe hat, sondern die japanischen Millionenstädte haben auch gezeigt, daß es einen Schutz gegen die Auswirkungen dieser Bombe gibt und daß der Schutz in Japan gefehlt hat.

Wir spielen deshalb in der „Großen Lotterie“ mit.

Hoffen wir aber, daß uns Krieg, Bunker und Luftschutz erspart bleiben.

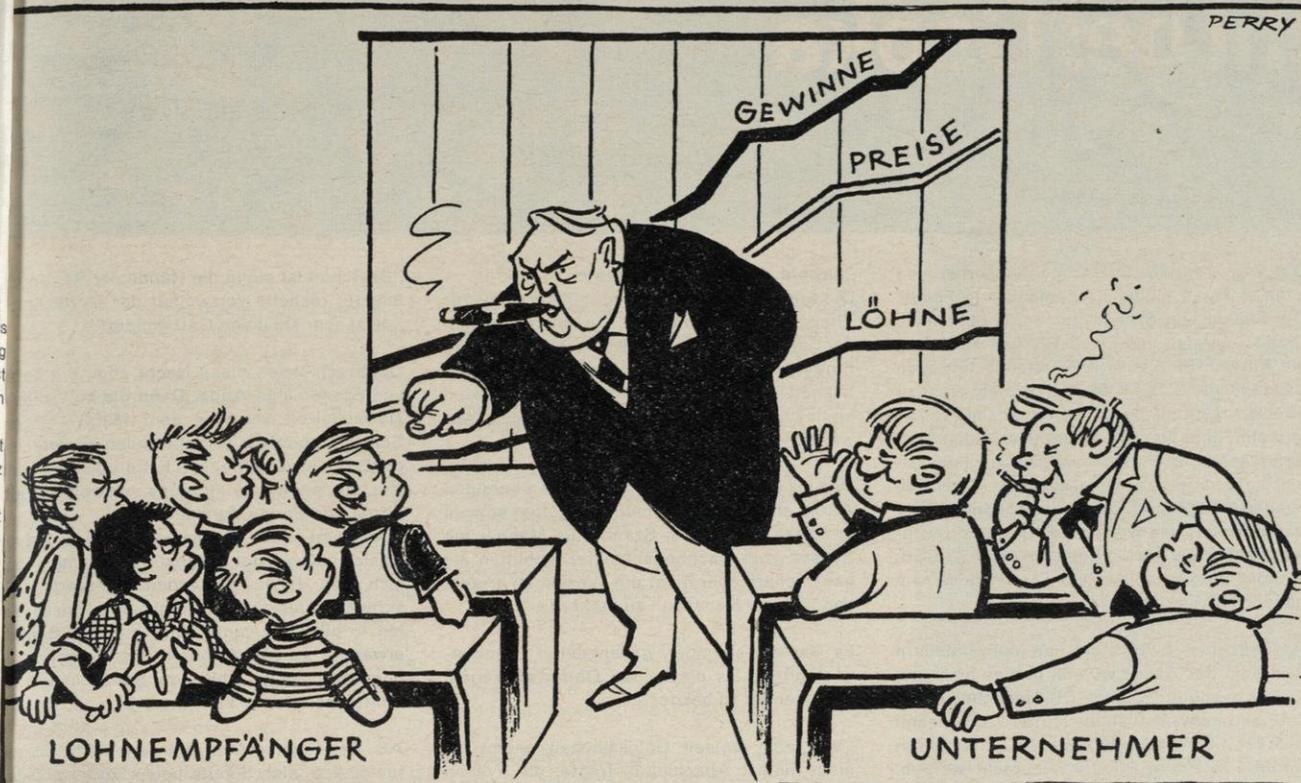
Hoffen wir aber, daß uns Krieg, Bunker und Luftschutz erspart bleiben.

Hoffen wir aber, daß uns Krieg, Bunker und Luftschutz erspart bleiben.

Hoffen wir aber, daß uns Krieg, Bunker und Luftschutz erspart bleiben.

Hoffen wir aber, daß uns Krieg, Bunker und Luftschutz erspart bleiben.

Heinz Kappelhoff (Waltrop)



ODER: „Es kommt darauf an, daß ihr maßhaltet, verstanden? Sonst stimmt meine ganze Wirtschaftspolitik nicht mehr!“

Der lädierte Recke sprach

Antwort des stellvertretenden DGB-Vorsitzenden Ludwig Rosenberg

Herr Mende hat offenbar das Bestreben, seine blamablen Unfall-Rekord durch wildes Geschrei vergessen zu machen. In der zweifellos zutreffenden Annahme, daß er sein Soll auf dem Gebiet der erfolglosen politischen Kraftmeierei bereits erheblich überschritten hat, stürzt sich der im Kampf gegen Adenauer lädierte Recke nunmehr auf die Gewerkschaften.

Ausgerechnet er spricht den Gewerkschaften das Recht ab, für die Arbeitnehmer zu sprechen, da „nur“ 25 v.H. der in abhängiger Arbeit stehenden Personen im DGB und seinen Gewerkschaften organisiert seien. Wie froh wäre Herr Mende, wenn sich bei den Wahlen zum Bundestag ein vergleichbarer Prozentsatz für seine Partei ausgesprochen hätte! Mit ganzen 13 v.H. der abgegebenen Stimmen macht er einen Wirbel, als wäre die Stimmabgabe von 87 v.H. der Wähler für die anderen Parteien – und damit bewußt gegen ihn und seine Partei – eine Tatsache, die man inzwischen vergessen habe.

Hier zeigt sich, wie dumm es von Herrn Mende war, davon zu reden, wer für wen zu sprechen befugt ist. Wenn überhaupt, kann Herr Mende für sich in Anspruch nehmen, daß er die Meinung von 13 v.H. der Wähler wiedergibt, die ihn am Wahltag damit beauftragten, für sie zu sprechen. Das waren genau 4028765 Wähler. Nicht einer mehr und nicht einer weniger. Die anderen 27,5 Millionen Wähler haben ihm keinen Auftrag, sondern eine klare Abfuhr erteilt. Sie haben durch ihre Stimmabgabe eindeutig zum Ausdruck gebracht, daß sie Herrn Mende

nicht ihr Vertrauen geben und ihn nicht beauftragen, für sie Erklärungen abzugeben.

Wie anders liegt die Sache bei den Gewerkschaften. 6,5 Millionen Arbeiter, Angestellte und Beamte bekennen sich durch freiwillige Mitgliedschaft und freiwillige Beitragsleistung in jedem Monat erneut zu ihrer Gewerkschaft. Durch dieses Bekenntnis beauftragen sie immer wieder und ohne jeden Zwang die Gewerkschaften und den DGB, für sie zu sprechen. Sie lassen sich das etwas kosten. Sie opfern Geld, Zeit und Mitarbeit. Sie tun das nicht alle vier Jahre einmal, sondern ständig. Sie bezeugen es immer wieder. Wie stolz könnte Herr Mende sein, wenn er solche Mitgliedszahlen aufweisen könnte, wenn diese Mitgliedschaft ihm täglich und durch freiwillige Zahlung von Beiträgen ihr Vertrauen ausspräche.

Wie würde sich Herr Mende freuen, wenn er darüber hinaus beweisen könnte, daß er in freien Wahlen nicht nur 13 v.H. der abgegebenen Stimmen, sondern 80 v.H. auf seine Partei verbuchen könnte. Rund 80 v.H. der abgegebenen Stimmen aber konnten der DGB und die in ihm vereinten Gewerkschaften bei den Betriebsräte-wahlen auf ihre Listen verbuchen. Ein Beweis dafür, daß nicht nur unsere Mitglieder, sondern auch die, die sich vor der Zahlung des Beitrages scheuen, trotzdem den Vertretern des DGB und der DGB-Gewerkschaften den unmißverständlichen Auftrag erteilten, für sie zu sprechen.

Da es bei den politischen Wahlen bekanntlich nicht nach den Mitgliederzahlen der Parteien geht, sondern nach den abgegebenen Stimmen, kann als wirklicher Vergleich nur das Ergebnis der Betriebsräte-wahlen herangezogen werden, obwohl wir den Vergleich der Mitgliederzahlen keineswegs zu scheuen brauchen.

Alles das zeigt, wie töricht es ist, wenn Herr Mende sich auf das Gebiet der tatsächlichen Repräsentanz begibt. Er möchte so gern vergessen machen, daß der DGB und die DGB-Gewerkschaften die größte Organisation in der Bundesrepublik Deutschland sind und daß ihre Größe und ihre Stärke nicht nur darin bestehen, daß sie die meisten freiwilligen und zahlenden Mitglieder aller Organisationen

haben, sondern darüber hinaus die freiwillige Unterstützung von Millionen Nichtmitgliedern, die sich bei Wahlen für den DGB entscheiden. Der FDP-Vorsitzende versucht auch überzeugend nachzuweisen, daß er und – da von dort kein Widerspruch erfolgt – wohl auch seine Freunde unter „liberal“ eine Politik verstehen, die reaktionärsten Vorstellungen alle Ehre machen würde.

Die Idee der staatlichen Schlichtung ist für alle, die sie erlebt und praktiziert haben – Herr Mende hatte damals noch keine politischen Ambitionen –, genau das, was jeder verantwortungsvolle Politiker als dem Staatsinteresse schädlich ablehnen muß. Wir haben erlebt, wohin das führt: Jeder fordert ohne Rücksicht auf das Allgemeininteresse, jeder lehnt ab, ohne diese Rücksicht.

Eines der spaßigsten Argumente der Angriffe Mendes gegen den DGB ist aber die Behauptung, die Forderungen nach weiteren Sozialleistungen seien nicht aus sozialer Notwendigkeit, sondern nur zur Festigung der Machtposition der Gewerkschaften erhoben worden. Wir haben von Herrn Mende nicht erwartet, daß er besondere Fachkenntnisse auf dem Gebiet der Sozialpolitik besitzt.

Wir können ihm aber versichern, daß wir nicht gezwungen sind, unseren Mitgliedern und den Arbeitern, Angestellten und Beamten insgesamt unsere Existenzberechtigung durch wilde Forderungen nachzuweisen. Man soll eben nicht immer von sich auf andere schließen, ganz besonders, wenn die Startbedingungen so grundverschieden sind. Es wäre sicherlich schöner, wenn wir an Stelle von 6,5 Millionen Mitgliedern etwa 10 Millionen hätten. Es wäre sicherlich Grund zur Freude, wenn wir bei den Betriebsräte-wahlen 90 v.H. aller Stimmen auf uns vereinen könnten. Aber die Unterschiede zwischen denen, die uns gewählt haben, und denen, die uns hätten wählen können, sind kein Anlaß, durch wilde Forderungen unsere Existenzberechtigung nachzuweisen.

Das ist natürlich anders, wenn man nur 13 v.H. der Stimmen bekommt und wenn sich 87 v.H. der Wähler eindeutig für unsere Gegner entschieden hätten, wie das bei Herrn Mende der Fall war.

Der Vorsitzende der FDP hatte den Reigen der Angriffe gegen die Gewerkschaften begonnen, Adenauer folgte, da konnte der Wirtschaftsminister nicht still bleiben. Als er nun am Bildschirm erschien, ohne Zigarre und breites Wohlstandslächeln, ernstes Gesicht und mit Tönen aus dem Sprachschatz der Cassandra, da mag manchen Zuhörer ein leichtes Schaudern befallen haben, und er mit Angst an seine Spargroschen und die Sicherheit seines Arbeitsplatzes gedacht haben.

Der Bundeswirtschaftsminister hatte einen „Schwarzen Peter“ zu vergeben, den er den Gewerkschaften zuschob.

Ist die Ausfuhr zurückgegangen? Nein, sie hat ihren Stand gehalten.

Ist die Industrieproduktion zurückgegangen? Nein. Sie hat das Ergebnis vom gleichen Monat des Vorjahres noch um drei v. H. erhöht.

Hat die Arbeitslosenzahl sich erhöht? Nein. Sie war noch nie so niedrig wie zu diesem Jahresanfang. Es fehlen Arbeitskräfte, was doch nur auf eine gute Konjunktur schließen läßt.

Warum also die Panikmache? Die Gewerkschaften müssen schuldig sein, weil sie höhere Löhne fordern, die berechtigt sind, weil die Preise stiegen. Aber auch nicht zuletzt deshalb, weil die Gewinne der Unternehmer weiterhin gestiegen sind und die Arbeitnehmer ihren berechtigten Anteil an der Produktionssteigerung haben wollen. Das darf wohl nach den Ausführungen des Bundeswirtschaftsministers nicht sein. Denn wer reich ist, der soll noch reicher werden. Vom Vermögenszuwachs sollen die Arbeitnehmer ausgeschlossen bleiben, der darf nur denen zugute kommen, die heute schon nach den Bedingungen eines sozialen Rechtsstaates viel zu reich sind und mit ihrem Reichtum heute schon wieder eine politische Macht ausüben, die für eine Demokratie kaum noch zu ertragen ist. Sie halten sich für das Volk. Sie haben – mit wenigen Ausnahmen – schon in der Vergangenheit bewiesen, daß Profit für sie das erste Gebot ist.

Fünfzig Pfennig für jede geförderte Tonne Kohle an die Nazipartei, das dürfte noch in der Erinnerung sein. Nach dem Zusammenbruch waren die Herren Unternehmer einmal sehr klein, die Gutmütigkeit der Arbeitnehmer hat sie wieder groß werden lassen. Heute stellt ihr Nurgewinnstreben wieder eine ernsthafte Gefahr für die Bundesrepublik dar. An sie ist der „Schwarze Peter“ zu geben. Sie machen die Preissteigerungen. Das Rheinisch-Westfälische Institut für Wirtschaftsforschung hat mit Recht festgestellt, daß es unzulässig ist, den Arbeitnehmern den „Schwarzen Peter“ der Preissteigerungen zuzuschreiben. Die Gewerkschaften haben seit Bestehen der Bundesrepublik eine maßvolle und für die Gesamtwirtschaft verantwortungsbewußte Lohn- und Gehaltspolitik betrieben. Es wird ihnen schlecht gelohnt, denn der gute Stand unserer Wirtschaft ist darauf zurückzuführen und nicht in erster Linie die Unternehmerinitiative. So konnte der Vorsitzende des DGB auf einer Pressekonferenz mit Recht sagen, daß die allmähliche Verbesserung der Lohn- und Arbeitsbedingungen keineswegs die Ursache der Preissteigerungen war und ist. Die Unternehmer nähmen vielmehr ohne Rücksicht jeden Preis, den sie bekommen können. An diese Adresse müsse Herr Erhard seine Appelle richten.

Wenn diese nicht fruchten, müsse er den Mut haben, zweckentsprechende Maßnahmen gegen die Unternehmer zu veranlassen.

Appelle, die zur Beschneidung der Gewinne auffordern, werden bei diesen Zeitgenossen, die nur Geld und Macht wollen, wahrscheinlich nicht viel nutzen. Einsicht zeigen diese Kreise nur, wenn sie, wie 1945, als alles darniederlag, den Schiffbruch ihres amoralischen Verhaltens erleben.

Appelle, die zur Beschneidung der Gewinne auffordern, werden bei diesen Zeitgenossen, die nur Geld und Macht wollen, wahrscheinlich nicht viel nutzen. Einsicht zeigen diese Kreise nur, wenn sie, wie 1945, als alles darniederlag, den Schiffbruch ihres amoralischen Verhaltens erleben.

Appelle, die zur Beschneidung der Gewinne auffordern, werden bei diesen Zeitgenossen, die nur Geld und Macht wollen, wahrscheinlich nicht viel nutzen. Einsicht zeigen diese Kreise nur, wenn sie, wie 1945, als alles darniederlag, den Schiffbruch ihres amoralischen Verhaltens erleben.

Appelle, die zur Beschneidung der Gewinne auffordern, werden bei diesen Zeitgenossen, die nur Geld und Macht wollen, wahrscheinlich nicht viel nutzen. Einsicht zeigen diese Kreise nur, wenn sie, wie 1945, als alles darniederlag, den Schiffbruch ihres amoralischen Verhaltens erleben.

Appelle, die zur Beschneidung der Gewinne auffordern, werden bei diesen Zeitgenossen, die nur Geld und Macht wollen, wahrscheinlich nicht viel nutzen. Einsicht zeigen diese Kreise nur, wenn sie, wie 1945, als alles darniederlag, den Schiffbruch ihres amoralischen Verhaltens erleben.

Appelle, die zur Beschneidung der Gewinne auffordern, werden bei diesen Zeitgenossen, die nur Geld und Macht wollen, wahrscheinlich nicht viel nutzen. Einsicht zeigen diese Kreise nur, wenn sie, wie 1945, als alles darniederlag, den Schiffbruch ihres amoralischen Verhaltens erleben.

Appelle, die zur Beschneidung der Gewinne auffordern, werden bei diesen Zeitgenossen, die nur Geld und Macht wollen, wahrscheinlich nicht viel nutzen. Einsicht zeigen diese Kreise nur, wenn sie, wie 1945, als alles darniederlag, den Schiffbruch ihres amoralischen Verhaltens erleben.

Appelle, die zur Beschneidung der Gewinne auffordern, werden bei diesen Zeitgenossen, die nur Geld und Macht wollen, wahrscheinlich nicht viel nutzen. Einsicht zeigen diese Kreise nur, wenn sie, wie 1945, als alles darniederlag, den Schiffbruch ihres amoralischen Verhaltens erleben.

Hans Dohrenbusch

„aufwärts“, illustrierte Zeitung des Deutschen Gewerkschaftsbundes für junge Menschen. Erscheint im Bund-Verlag GmbH., Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Wilhelm Biedorf.

Verantwortlich für Inhalt und Gestaltung: Hans Dohrenbusch. Tel. 83881. „aufwärts“ erscheint monatlich einmal. Bestellung durch die Post. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,50 DM einschließlich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigelegt werden. Kupfertiefdruck: DuMont Presse, Köln.

Die Schlacht bei Csóka

Von Franz Móra

Endlos ist die Zahl der vielen schönen Bücher, die vom ungarischen Freiheitskampf handeln. Und erst recht der ungeschriebenen Geschichten, die nur von der mündlichen Tradition überliefert wurden. Das ist ein richtiger Wald, nicht aber ein Hain, ist ein Meer, nicht aber ein Bach, oder hätte es zumindest sein können, bevor die neueren düsteren Zeitläufte das Jahr achtzehnhundertachtundvierzig und neunundvierzig begraben haben.

Diesen ungeschriebenen Überlieferungen entstammt auch die Geschichte von der Schlacht bei Csóka, die ich vor sehr langer Zeit gehört habe, als Ungarn noch nicht aufgeteilt war. Der sie mir erzählte, der ungarische Geistliche Szilárd Farkas, hat inzwischen wohl das Zeitliche gesegnet, Vlado Krstogocsin hingegen, ein schlichter, mit seiner Hände Arbeit sich durchschlagender Mann serbischer Nationalität, der die Begebenheit bekräftigte, weilt noch unter den Lebenden und ist mein Zeuge, daß alles, mag es noch so unglaublich klingen, sich genauso begeben hat, wie es hier berichtet wird.

Die Schlacht bei Csóka ist übrigens als Geschichte so winzig, wie Csóka selbst als Dorf. Drüben, im Komitat Torontal, kauert am Ufer der Theiß das brave Dorf, dessen Name, meines Wissens, auch im Laufe der großen Veränderungen unverändert blieb. Im Jahre achtundvierzig war es von friedfertigen Magyaren bewohnt. Auf einen nur etwas größeren Katzenprung von ihm entfernt, befand sich ein anderes kleines Dorf: Szanád, das stille, friedfertige Serben bewohnten.

Die Magyaren von Csóka und die Serben von Szanád lagen niemals miteinander in Fehde. Die Frauen von Szanád gingen hinüber nach Csóka, um aus der Theiß Wasser zu holen, die Kinder von Csóka aber strabanzten nach Szanád, um dort in der Au Brombeeren zu pflücken. Und als der junge ungarischen Freiheit ein Feind erstand, zogen aus beiden Dörfern Männer ins Feld, um die gemeinsame Heimat zu verteidigen. Jene aber, die zu Hause blieben, pflügten und säten in schönster Eintracht weiter, und wenn sie Feierabend machten, flehten sie aufrichtigen Herzens zu Gott, er möge möglichst bald jeden Mann zu seinem häuslichen Herd heimkehren lassen.

Als jedoch der Wind auf den Weizenfeldern das Gold der Ähren wiegte, gab es niemand, der sie geschnitten hätte. Die Menschen dachten überhaupt nicht an die Mutter Erde, die mit Brot für die Wunden bezahlt, die ihr von ihren Kindern mit dem Pflug beigebracht werden. Auf dem Marktplatz, an den Straßenecken standen die Männer in Gruppen, ihre Augen funkelten, ihre Gesichter glühten vor Zorn – die von Serben bewohnten Gebiete Ungarns hatten sich zu den Feinden der Revolution, zu den Habsburgern, zu den Österreichern geschlagen:

„Die Raizen sind zu den Feinden übergelaufen!“ Die Magyaren von Csóka schüttelten die Faust. „Hier sind wir zu Hause, und sie wollen uns ausrotten!“

„Jawohl, wenn wir's zuließen!“

„Eine elende Welt ist das!“ flüsternten, tuschelnten die Serben von Szanád. „Die Magyaren wollen uns von unserer Scholle vertreiben!“

„Jawohl, wenn wir's zuließen!“

Die Frauen von Szanád gingen nicht mehr zur Theiß hinüber, um Wasser zu holen, obgleich der Sommer ganz besonders heiß war. Und die Kinder von Csóka gingen nicht mehr nach Szanád in die Au, um Brombeeren zu pflücken, obgleich die Beeren noch nie so groß gewesen waren, wie in jenem Sommer.

Und als die Wachteln zwischen den wogenden Ähren am schönsten schlugen, holten sowohl in Csóka als auch in Szanád die Männer die Sensen vom Dachbodenfenster, schliffen sie ganz scharf, aber nicht um Weizen zu ernten, sondern um Menschen zu mähen.

Es war ein sonniger, gebenedeiter Sommer nachmittag, als die beiden Dörfer auszogen, um einander zu bekriegen.

„Von dem kleinen Goldkälbchen nehmt Ihr nicht einmal Abschied?“ fragte, die Tränen trockenend, die Frau des Dorfschulzen von Csóka, als dieser sich das, weiß Gott woher genommene rostige Schwert umband.

Das kleine Goldkälbchen war Mariska, die blumenäugige kleine Tochter des Dorfschulzen von Csóka, und er hätte von ihr gewiß Abschied genommen, wäre nicht Mariska spurlos verschwunden gewesen. Hundert Leute liefen in hundertundeine Richtung, um sie zu finden, das ganze Dorf suchte sie, doch war von dem Mädlein nichts zu sehen und nichts zu hören; der schwarze Abend brach herein, und damit war es freilich auch schon zu spät geworden, die Schlacht zu beginnen.

„Bestimmt ist sie in die Hände der Raizen gefallen!“ röchelte verzweifelt der Dorfschulze. „Jetzt aber, sei ihnen Gott gnädig!“

Doch schlossen diese Nacht auch die Leute von Szanád kein Auge. Denn die Milica ihre Dorfschulzen war vor dem Marsch in die Schlacht ebenfalls verschwunden. Einerlei, ob die Erde sie verschlungen hatte oder der Himmel, sie fanden sie nirgends, wiewohl sie alle Ecken und Enden durchstöberten.

„Bestimmt haben die Magyaren von Csóka sie zu sich gelockt, der ausgestirnte Himmel möge sich von ihnen abwenden!“ polterte, die schweißbedeckte Stirn trockenend, Milicas Vater. Er blieb die ganze Nacht auf den Beinen erwartete so den Anbruch des Morgens, um ungesäumt an der Spitze der Seinen in den erbitterlichen Kampf zu ziehen.

Als der taunieselnde Morgen aufdämmerte tummelten sich bereits beide Dörfer auf den Wiesen. Nicht einmal die Hunde waren daheim geblieben. Sie wichen nicht von der Seite ihrer Herren, hüpften an ihnen hoch und vermochten nicht zu begreifen, warum sie so viele Fußtritte bekamen.

Die rotleuchtenden Dämmerstrahlen tanzten munter auf den geschliffenen Sensen, die im Röhricht klappernden Störche wünschten einander freundlich, die nächtliche Ruhe möge ihrer Gesundheit wohlbekommen sein, und die Morgenröte, das Storchgeklapper und der Wachtelschlag riefen in ungetrübtem Einklang: „Menschen, liebet einander, wie der Schöpfer euch allesamt liebt.“

Brüderlichkeit

Von Maxim Gorki

Auf dem kleinen Bahnhofsplatz in Genua hat sich ein dichter Volkshaufe versammelt. Es sind vorwiegend Arbeiter, auch viele ordentlich gekleidete, wohlgenährte Personen darunter. In der Spitze des Haufens stehen die Mitglieder der städtischen Verwaltung. In der Luft flattert die schwere, kunstvoll mit Seide gestickte Fahne der Stadt, und neben ihr glitzern die bunten farbigen Fahnen der Arbeiterorganisationen. Die Quasten, Fransen und Schnüre und die Spitzen der Fahnenstangen glänzen wie Gold, die Seide knistert, und wie ein halblaut singender Chor ertönt das Gesumme der feierlich gestimmten Menschenmenge. Über ihr auf hohem Sockel ragt die schöne Gestalt des Kolumbus empor, der so viel leiden mußte, weil er glaubte, und der den Sieg davontrug, weil er glaubte. Auch heute noch schaut er auf die Menschen herab, als wollten seine Marmorlippen sagen: „Nur die siegen, die da glauben.“

Rings um den Sockel zu seinen Füßen haben die Musikanten ihre Messingtrompeten aufgestellt, und das Messing glänzt in der Sonne wie pures Gold.

Das schwarze Marmorgebäude des Bahnhofs steht wie ein schwarzer Halbkreis da und hat seine Flügel ausgebreitet, als wolle es die Menschen umarmen. Aus dem Portal dringt das dunkle Keuchen der Lokomotiven, Ketten-

geklirr, Gepfeife und Geschrei. Auf dem mit heißem Sonnenlicht übergossenen Platz ist es ruhig und drückend heiß. Auf den Balkons und an den Fenstern der Häuser stehen hellgekleidete Frauen mit Blumen in den Händen, festglücklich geputzte Kindergestalten, die selbst wie Blumen aussehen.

Da pfeift eine Lokomotive, die sich dem Bahnhof nähert. Die Menge gerät in Bewegung. Schwarzen Vögeln gleich fliegen einzelne Hüte in die Luft. Die Musikanten greifen nach ihren Instrumenten, ein paar ernste ältere Männer treten hervor, wenden sich mit dem Gesicht der Menge zu und sprechen, eifrig mit den Händen fuchtelnd, auf sie ein. Schwer und langsam weicht die Menge auseinander und läßt einen breiten Ausgang nach der Straße frei.

„Wen erwartet man hier?“

„Die Kinder aus Parma.“

Dort unten in Parma waren die Arbeiter in den Streik getreten. Die Unternehmer wollten nicht nachgeben, die Lage der Arbeiter wurde immer schwieriger. Darum haben sie ihre Kinder, die schon vor Hunger zu kränkeln begannen, zu ihren Genossen nach Genua gesandt.

Hinter den Säulengängen des Bahnhofs kommt jetzt eine sonderbare Prozession von Mensch-

lein hervor; sie sind nur halb angekleidet und sehen in ihren Lumpen wie seltsame zottige kleine Tiere aus. Sie marschieren zu fünf in einer Reihe, sich fest an den Händen haltend ... seltsam klein, verstaubt und sichtbar ermüdet. Ihre Gesichter sind ernst, aber die Äuglein glänzen lebhaft und klar, und als die Musik ihnen zu Ehren den Garibaldimarsch anstimmt, huscht ein fröhliches, zufriedenes Lächeln über diese mageren, hungrigen und spitzen Gesichter. Die Menge begrüßt diese Menschen der Zukunft mit ohrenbetäubendem Geschrei. Die Banner neigen sich zu ihnen, die Trompeten schmettern. Die Kinder sind von diesem Empfang ein wenig verwirrt, sie weichen einen Augenblick zurück, aber auf einmal haben sie die Reihen geschlossen, sich zu einem Körper zusammengeballt, und Hunderte von Stimmen, die aus einer Kehle zu kommen scheinen, brechen in den Ruf aus: „Salute! Salute!“

„Es lebe das junge Parma!“ schreit die Menge, die auf sie zustürzt.

„Hoch lebe Garibaldi!“ rufen die Kinder und dringen wie ein grauer Keil in die Menge hinein, um dort zu verschwinden. In den Fenstern des Hotels, auf den Dächern der Häuser flattern gleich weißen Vögeln unzählige Tücher; ein Blumenregen ergießt sich von dort auf die Menge, fröhliche laute Rufe ertönen.

Alles sieht festglücklich aus; alles lebt auf; selbst der graue Marmor blüht in hellen Farben.

Fahnen flattern, Hüte und Blumen fliegen durch die Luft, über den Köpfen der Erwachsenen tauchen kleine Kinderköpfe auf; kleine braune Händchen greifen durch die Luft, greifen nach Blumen und begrüßen die Menge. Und alles weit übertönend, klingt ununterbrochen der machtvolle Ruf:

„Evviva! Evviva!“

„Hoch lebe der Sozialismus!“

„Evviva il socialismo!“

Jedes Kind fühlt sich ergriffen, auf die Schultern der Erwachsenen gehoben, von rauhen, schnaubbärtigen Männern an die Brust gedrückt. Die Musik ist bei dem allgemeinen Lärm, dem Lachen und Schreien kaum noch zu hören. Man sieht Frauen durch die Menge schwirren, welche die übriggebliebenen Kinder an sich nehmen wollen. Man hört sie rufen:

„Sie nehmen zwei, Anita?“

„Ja, Sie auch?“

„Und eins für die lahme Margherita!“

Überall begegnet man fröhlich erregten festglücklichen Gesichtern, feuchten, freundlichen Augen. Hier und da sieht man die Kinder der Streikenden bereits ein Stück Brot kauen.

Neu-ropa

Von Gerd Angermann

**Europa war zu keiner Zeit
ein Vorbild schöner Einigkeit.
Hat jeder nur an sich gedacht,
an sein Geschäft, an seine Macht.
Man lugte neidisch über'n Zaun,
und keiner wollt' dem andern traun ...**

**Was dabei herauskam, ist allen bekannt:
Geschichte wird diese Geschichte genannt.**

**Der Knüppel, den ein anderer schwingt,
seit jeher allerlei erzwingt.
Wenn man wie wir betroffen ist,
die Zukunft peinlich offen ist,
dann blickt man nicht im Zorn zurück,
dann rückt man näher Stück für Stück.**

**Europa, das einst sich nur biß, kratzte, schlug,
Europa trägt heute Neu-ropa – New Look!**

**Gut Ding will Weile, das ist wahr.
Man brauchte fast zweitausend Jahr,
bis man statt Feindschaft Freundschaft pries,
die Völker zueinander ließ.
Jetzt stellt erstaunt ein jedes fest,
daß sich's mitsamm' auch leben läßt.**

**Man fragt sich erstaunt, ist ein Wunder geschehn?
Man läßt nur die Völker – und das ist sehr schön.**

**Man läßt sie – und sie bringen sich
nicht um, nein, sie durchdringen sich!
Die Staaten jubeln: Wunderbar!
(Als ob's ihr Wunsch seit jeher war.)
Man guckt sich in den Topf und schleckt
und findet, daß auch Fremdes schmeckt.**

**Kauft Möbel in Schweden und Kleidung in Rom,
holt Lampen aus Belgien, aus Frankreich den Strom ...**

**Giovanni wählt jetzt seine Braut
in Deutschland, wo er Straßen baut.
Der deutsche Karl in Griechenland
reicht Aphroditi Herz und Hand ...
Verbote machen Grenzen groß –
wer lieben darf, liebt grenzenlos!**

**Diese uralte Weisheit, so lang übersehn,
soll dem neuen Europa jetzt Pate stehn.**

Aber den Menschen machte die Botschaft der Morgendämmerung keinen Eindruck. Sie marschierten mit festen Schritten vorwärts und schauten mit gerunzelten Brauen danach aus, ob die schwarzen Reihen des Feindes bereits anrückten.

Sie stießen just am Fuße des Grenzhügels aufeinander. Eigentlich gar nicht die Menschen, sondern zunächst die Hunde von Csóka und die Hunde von Szanád. Und als die Menschen die Sensen von den Schultern zerrten, da hatte sich bereits nicht nur der Hund Bodri an dem Grobtuchwams des Dorfschulzen von Szanád festgebissen, sondern auch der Hund Tisza am Hosenboden des Dorfschulzen von Csóka. „Ham, ham, los, ham, ham, los!“ so trieben die Hunde ihre Herren an.

Die zwei zornigen Männer näherten sich dem Grabenrand und stutzten jählings beide. In der Tiefe des Grabens, unter den Lattichblättern, schliefen süß Mariska und Milica. Während der großen Kriegsrüstung waren sie von daheim fortgeschlendert, trafen einander und verirrt sich zwischen den hohen Ähren. Als der Abend über ihnen hereinbrach, schliefen sie an jener Stelle ein, wo sie gerade waren, aneinander gekuschelt, wie auf dem Altar die gemalten Engel. Mariska hielt in der winzigen Faust blaue Kornblumen aus Szanád, in Milicas schwarzem Haar aber leuchteten rote Klatschrosen aus Csóka! Und auf den schmierigen Gesichtchen der beiden funkelten Tauperlen, die von dem klaren blauen Himmel auf sie herabgenieselt waren.

Die zwei Väter wollten die schlafenden Kinder voneinander trennen, aber Mariska und Milica öffneten nur für ein ganz kurzes Weilchen die Augen und schmiegt sich dann mit verschlafen blinzeln den Lidern nur noch enger aneinander.

Als erste sprach Mariska. Sie verzog verächtlich das Rosenmündchen und wies auf die Waffe des Vaters:
„Oh! Was für ein abscheulich großes Messer Ihr da habt, Vater! Werft es, bitte, fort, Vater!“ Und der Dorfschulze von Csóka warf das rostige Schwert fort.

„Oh! Vater!“ ließ sich nun auch Milica vernehmen, wie ein Echo der kleinen Freundin, „wozu tragt Ihr den großen Knüppel auf der Schulter?“

Daraufhin schleuderte der Dorfschulze von Szanád das alte Terzerol fort und zog statt dessen Mariska in die Arme. Der Dorfschulze von Csóka aber umarmte Milica, und die beiden Feldherren standen Hand in Hand zwischen den beiden Armeen.

Darob brach ein so gewaltiger Jubel aus, daß vom Wedeln der Hunde begleitet, die Krähen von Szanád in die Gemarkung von Csóka hinüberflogen, und die Dohlen von Csóka in die Gemarkung von Szanád.
So eine schöne Schlacht war die Schlacht von Csóka gewesen ...

(Aus dem Ungarischen übertragen
von Stefan J. Klein)

„Zu unserer Zeit dachte man nicht an so etwas!“ sagte ein Greis mit einer Vogel Nase und einer schwarzen Zigarre im Mund.

„Und wie einfach ist es doch!“

„Ja, so einfach und so vernünftig!“

Der Alte nimmt die Zigarre aus dem Mund, betrachtet nachdenklich das eine Ende und streift seufzend die Asche ab. Gleich darauf sieht er zwei Kinder aus Parma, offenbar zwei Brüder, neben sich stehen, macht ein grimmiges Gesicht, stülpt den Hut sich über die Augen und breitet die Arme weit aus. Die Kinder, die ihn ganz ernst anblicken, schmiegen sich eng aneinander und weichen mit ängstlichem Gesicht zurück. Der Alte duckt sich plötzlich und fängt an zu krähen. Die Kinder lachen fröhlich auf und hüpfen mit den nackten Beinchen auf dem Pflaster herum. Der Alte steht auf, rückt den Hut zurecht und entfernt sich mit unsicheren Schritten, offenbar in der Meinung, seine Schuldigkeit getan zu haben.

Tänzelnden Schrittes geht eine schwarzhaarige Genueserin vorüber; sie führt ein siebenjähriges Menschlein mit Holzpantoffeln an den Füßen und einem bis an die Schultern reichenden großen Hut.

Es schüttelt den Kopf, um den Hut in den Nacken zu werfen, dieser aber rutscht immer wieder auf die Nase herab. Die Frau reißt ihm den Hut vom Kopfe, singt irgendein Lied, wäh-

rend sie ihn lachend in der Luft schwenkt. Der Knabe hat den Kopf zurückgeworfen, er lacht übers ganze Gesicht, sieht sie an, springt dann in die Höhe, greift nach seinem Hut, und beide verschwinden in der Menge.

Ein hochgewachsener Mann mit nackten, ungeheuren Armen und einem Lederschurz hält ein sechsjähriges Mädchen auf seiner Schulter und spricht zu der neben ihm einher-schreitenden Frau, die einen Knaben mit feuerrotem Haar an der Hand führt:

„Du verstehst, wenn sich dieser Brauch Eingang verschafft, wird es schwer sein, uns unterzukriegen, he?“

Und er lacht mit lauter, tiefer, triumphierender Stimme, seine kleine Last in die blaue Luft emporwerfend:

„Evviva Parma!“

Die Leute verschwinden, die Kinder mit sich forttragend oder fortführend. Auf dem Platz bleibt nichts zurück als ein paar zerdrückte Blumen, Konfektpapier, eine Gruppe von blauen Dienstmännern, und über ihnen die edle Gestalt des Mannes, der die Neue Welt entdeckte.

Aber aus den Straßen, die gleich ungeheuren Röhren auf dem Platz münden, erschallen fröhliche Rufe von Menschen, die dem neuen Leben entgegenschreiten.

Wahlrecht schon mit achtzehn Jahren

Angestellten- Sozialprogramm

Sozialwahlen – auch für junge Angestellte wichtig

Angestellte, die bis zum 27. Mai dieses Jahres das 18. Lebensjahr vollenden, können und sollten an diesem Tage oder an den beiden vorhergehenden Werktagen von ihrem Wahlrecht in der Sozialversicherung Gebrauch machen. An diesen Tagen wird nämlich neben anderen die Vertreterversammlung der Bundesversicherungsanstalt für Angestellte (BfA) neu gewählt. Das Parlament dieses Rentenversicherungsträgers setzt sich aus sechzig ehrenamtlich tätigen Vertretern der versicherten Angestellten und der Arbeitgeber zusammen. Beide Gruppen haben je dreißig Sitze. Die Vertreter der Angestellten werden vom DGB und anderen konkurrierenden Organisationen vorgeschlagen. Mehrere Vorschläge verschiedener Organisationen erfordern eine Urwahl. Die Entscheidung über die Vertretung ihrer Interessen treffen die Angestellten also mit dem Stimmzettel. Worum geht es bei dieser Wahl?

Rente schon für Zwanzigjährige?

Nein, darum geht es nicht! Nach wie vor erhält – von Ausnahmen abgesehen – der Angestellte erst mit Vollendung des 65. Lebensjahres sein Altersruhegeld. Ist aber deshalb die Wahl der Selbstverwaltungsorgane der BfA für junge Angestellte nur von untergeordneter Bedeutung? Mitnichten! Gewiß, viele junge Angestellte sorgen sich jetzt noch nicht um ihre Altersrente. Und so ganz unverständlich ist diese Einstellung nicht. Jugend sorgt sich nicht, sondern liebt das Risiko. – Aber vorsorgen ist eine Sache, die auch jungen Angestellten nicht schlecht ansteht. Zwar hat der Staat durch die Sozialversicherung gewissermaßen zwangsweise vorgesorgt. Wir alle sind zur Versicherung verpflichtet, und das ist gut so. Aber dieser Staat hat uns Angestellten die Verwaltung unserer Sozialversicherungseinrichtungen selbst überlassen. Das entspricht demokratischen Prinzipien. Das Recht zur Selbstverwaltung verpflichtet aber auch zur Anteilnahme an dieser Institution. Kontrolle unserer Einrichtungen und kritische Abstimmung über Erfolg oder Versagen der Selbstverwaltung sind unentbehrliche Bestandteile ihrer selbst.

Es geht um sechs Milliarden

In jedem Jahr wird in der BfA eine Haushaltssumme von fast sechs Milliarden DM verwaltet. Der Löwenanteil dieser Mittel fließt als Rentenzahlungen an die Empfänger von Altersruhegeld, Witwen- und Waisenrenten und Erwerbs- und Berufsunfähigkeitsrenten. Hier setzt nun schon die Kontrolle der Selbstverwaltung ein. Waren alle diese Renten richtig berechnet? – Waren sie nicht zu niedrig festgesetzt? – DGB-Vertreter untersuchten konsequent: und siehe da, es war nicht alles in Ordnung. Schnell wurde für Abhilfe gesorgt. Viele Rentner erhielten Nachzahlungen. Aber damit nicht genug, die DGB-Vertreter in Vorstand und Vertreterversammlung der BfA sorgten auch für einen weiteren Ausbau der Heilverfahren. Ihr besonderes Augenmerk galt der Bekämpfung von Haltungs- und Kreislaufschäden junger Angestellter. Der Bau eigener Jugendsanatorien wurde gefordert und schließlich durchgesetzt. In Zukunft werden junge Angestellte in eigenen Sanatorien der BfA ihre angegriffene Gesundheit wieder festigen können. Wenn Jugend unter Jugend bleibt, kann der erwartete Heilerfolg nicht ausbleiben.

Des Rätsels Lösung

Mit einem gewissen Recht werden die Sozialversicherungswahlen als der komplizierteste Wahlvorgang schlechthin bezeichnet. Hier einige Hinweise, um es leichter zu machen.



Wählen kann jeder Angestellte, der bis zum 27. Mai dieses Jahres das 18. Lebensjahr vollendet und im Bundesgebiet oder Westberlin wohnt oder arbeitet. Man braucht einen Wahlausweis, den die Krankenkasse, bei der man versichert ist, oder der Arbeitgeber, und zwar ohne Antrag aus- und zustellt. Gewählt wird in betrieblichen und – falls solche nicht vorhanden – in gemeindlichen Wahllokalen (vorzugsweise Geschäftsräume von Krankenkassen usw.). Die Wahllokale werden vierzehn

Tage vor der Wahl öffentlich bekanntgemacht (Lokalzeitungen oder Anschlag an Litfaßsäulen usw.). Die Wahl erfolgt in der Zeit von 9 bis 17 Uhr. Der Stimmzettel ist erst im Wahllokal anzukreuzen. Junge Angestellte wissen, wer für ihre Interessen eintritt: Sie wählen Liste 2, also den Deutschen Gewerkschaftsbund.

Klaus Bungert
Foto: Helmut Bauer

Auf dem 4. Bundesangestelltentag des Deutschen Gewerkschaftsbundes wurde ein Angestellten-Sozialprogramm angenommen, aus dem wir die für junge Angestellte wesentlichen Punkte nachfolgend abdrucken.

Berufsausbildung – Berufsw Weiterbildung

Die Berufsausbildung und -weiterbildung trägt in der Bundesrepublik den Erfordernissen, welche die moderne Technik und Wirtschaft heute an den berufstätigen Menschen stellt, nicht genügend Rechnung. Sie muß deshalb verbessert und so ausgebaut werden, daß sie jedem Beteiligten die Möglichkeit zum beruflichen Aufstieg gibt. Der DGB fordert deshalb u. a.:

Aufbauklassen zur Erlangung der Fachschulreife und höhere Wirtschaftsfachschulen für kaufmännische Angestellte.

Verbesserung der Industriemeisterausbildung und Schaffung von Möglichkeiten zur Werkmeister-Fortbildung.

Maßnahmen zur Errichtung und Modernisierung der Ausbildungsstätten und Anerkennung der Techniker-Ausbildung als abgeschlossene Berufsausbildung.

Die Mitbestimmung in allen Fragen der Berufsausbildung; die paritätische Besetzung aller dafür zuständigen Gremien.

Arbeitsschutz für Angestellte

In zunehmendem Maße kommen Angestellte in den kaufmännischen und Verwaltungsberufen in eine immer stärkere Berührung mit der Technik. Bei der Rationalisierung und Mechanisierung der Angestelltentätigkeiten wurden sehr oft die Auswirkungen auf die Gesundheit und Arbeitskraft nicht gebührend beachtet. Der DGB fordert u. a.:

Die baldige Verabschiedung eines modernen und umfassenden Arbeitsschutzgesetzes, das die Eigenart und das Schutzbedürfnis der beruflichen Tätigkeiten der Angestellten ausreichend berücksichtigt.

Eine Arbeitszeitregelung, die der hohen Beanspruchung durch moderne Maschinen und den Erkenntnissen der Arbeitswissenschaften entspricht.

Das Nachtarbeitsverbot ist auf weibliche Angestellte auszudehnen.

Für Angestellte, die an datenverarbeitenden Maschinen arbeiten, ist die Akkord- und Prämiendarbeit abzulehnen.

Für weibliche Angestellte unter 16 Jahren ist die Bedienung von schweren Büro- und Lochkartenmaschinen zu verbieten.

Der Arbeits- und Gesundheitsschutz ist durch eine Verschärfung der Strafbestimmungen wirkungsvoll zu gestalten.

Die Gewerbeaufsicht ist so auszubauen, daß eine wirksame Überwachung aller Arbeitsplätze auf Einhaltung der Bestimmungen möglich ist.

An allen berufsbegleitenden und berufsausbildenden Schulen sowie an technischen Lehranstalten muß Arbeitsschutz Lehrfach werden. Die Arbeitsmedizin ist wieder als Prüfungsfach an den Universitäten einzuführen.

Rede eines jungen Bergmannes an gedankenlose Nutznießer

Arme Jugend,
der Erde entfremdet,
so sagt ihr beschaulich zu uns,
die Lupe eurer Kindheitserinnerungen
dabei über uns haltend.

Wir wollen euer Mitgefühl
nicht blankputzen mit Argumenten,
bis ihr unseren Augen begegnet.
Zu oft ist es uns geschehen
bei diesem Bemühen,
daß ihr in sie hineinschlugt
mit Worten wie:
Idealisten, Träumer, Weltverbesserer.

Die Linse, die uns vergrößert finden will,
die legt fort und seht uns ins Gesicht.
Es ist dreckig wie das Grinsen,
mit dem wir uns schützen
vor eurer Art der Betrachtung.
Wir geben Begegnung und Qualen
nicht preis an Test und Statistik,
damit ihr sie als Seelenfrüchte
an euren Zahlenbaum hängt.
Von dem Baum
pflücken wir uns die Lohntüte.

Aber wo wir wurzeln und träumen
den Traum von Einheit
in Stamm und Frucht,
da reicht euer Heimweh nicht hin,
welches schwärmt für die Natur,
da, wo sie euch streichelt.

Wir ernten vom Nachtbaum der Erde,
versteint und verwandelt.
Wir erkennen denselben Baum wieder
zu Tage,
blühend, in gebändigten Flammen.
Manchmal streift uns sein Rauschen
am Herdfeuer
oder beim Schein der elektrischen Lampen.
Dann möchten wir seinen Namen stammeln.
Aber das Wort „Schöpfer“
fällt uns dabei ins Blut, so schwer,
daß wir schweigen müssen.

Und damit das alles unverletzt bleibt,
haben wir uns ein Schlag-Wort gemacht:
Nur nicht weich werden.
Ihr sagt dann, wir seien verhärtet
und seht trotz Vergrößerungsglas nicht,
daß wir ganz klein geworden sind
vor Ehrfurcht.

So klein, daß euch nicht mehr im Wege steht,
die Verwundungen zu entdecken,
die ihr der Erde beibrachtet,
indem ihr euch ihrer Verwandlung
und damit ihrer Wurzeln entzogen.

In die Wunden,
die wir der Erde schlagen
mit Stollen und Schächten,
heilen wir ein mit unserem Leben.
Wo heilt und vernarbt ihr ein?
Und welchen Preis zahlt ihr
für die Wunder des Schöpfungsbaumes?

Arme Jugend,
Träumer, Idealisten, Weltverbesserer.
Diese Antwort trennt euch vom Glauben,
der immer und überall Berge versetzt.
Und diese Antwort scheidet euch aus
zu den Lauen,
die niemals mehr träumen
und wachsen
in die Einheit von Frucht und Stamm.

Hildegard Wohlgemuth



Zeichnung: Bernhard Müller



Heinrich Gutermuth



Fritz Dahlmann



Hundertneunzehn junge Männer und ein Mädchen waren als Delegierte zum 6. Jungentag der IG Bergbau und Energie nach Essen gekommen, um die Arbeit der letzten zwei Jahre kritisch zu würdigen, Richtlinien für die kommende Arbeit aufzustellen, ihre noch nicht erfüllten Forderungen an Unternehmer und Gesellschaft zu stellen, aber auch den Blick zu richten auf die notleidenden Völker der farbigen Welt und diese ihrer Solidarität zu versichern. In diesen Kreis natürlich die Völker eingeschlossen, die unter den Diktaturen leiden – und ganz besonders die Menschen unseres Landes, die hinter der Mauer der Ostzone in der Unterdrückung leben müssen.

Viele Gäste aus dem In- und Ausland, darunter ein Vertreter der jungen Bergarbeiter aus Ghana, wohnten der Konferenz als aufmerksame Zuhörer bei. (Der Arbeitsminister war nicht da. Er hätte sich von den Gründen berichten lassen können, warum Zehntausende von jungen Bergarbeitern gegen den Bergbau abgestimmt haben, indem sie sich andere Arbeitsplätze suchten, wo sie weniger gefahr-

voll und schwer arbeiten müssen, besser behandelt werden und mehr verdienen.) Zur Eröffnung der Konferenz sang ein Jugendchor Lieder von Kampf, Freiheit und Solidarität. Eine Band aus Lünen – der Beifall wollte kein Ende nehmen – brachte heiße Musik. Das Frankfurter Kabarett „Die Meininger“ sorgte mit seiner frisch-frechen Kritik an allem, was faul, bestürzend und lächerlich in beiden Teilen Deutschlands ist, für die richtige Stimmung. Die jungen Künstler fanden den richtigen Nerv der Zuhörer und damit auch freudigen Beifall.

Heinrich Gutermuth, der Vorsitzende der IG Bergbau und Energie, ging in seiner Eröffnungsrede auf die Krise im Bergbau ein und sparte nicht mit Kritik an den Unternehmern, die durch ihr unsoziales Verhalten – insbesondere in der Durchlöcherung des neuen Jugendarbeitsschutzgesetzes – Schuld daran tragen, daß die jungen Menschen zu Zehntausenden den Bergbau verlassen haben. Die Arbeit im Bergbau müsse attraktiver gestaltet werden. Der Bergmann müsse den höchsten Lohn, die kürzeste Arbeitszeit und den allgemein besten

Sozialstand haben, den ein Volk zu verteilen habe. Mitleid an Gräbern interessiere nur so weit, wie soziale und menschliche Anerkennung den rauen und schweren Alltag des Bergarbeiters bestimme.

Kollege Gutermuth schloß seine Ansprache mit den Worten: „Eine erneute Hetze gegen die Gewerkschaften geht durch das deutsche Land. Aber das möchte ich an dieser Stelle betonen: Sie alle haben sich geirrt. Wir kennen diese Helden aus Nacht und Nebel, diese Ordensritter der nationalsozialistischen Ära, diese Feinde, die ein Volk zur Schlachtbank führten, um es dann seinem grauenvollen Schicksal zu überlassen. Diese ‚Patentdemokraten‘, die uns demokratische Staatsgesinnung lehren wollen, uns, die wir schon zu einer Zeit für diese Ideale eintraten, als diese Helden noch politisch nach einer Heimat suchten. Wir kennen ihre Namen und ihre Vergangenheit. Wir kennen ihr unwürdiges Betteln bei den Gewerkschaften um Gnade und ‚Pensilscheine‘. Sie sind hiermit gewarnt! Gewarnt von der Jugend, die auf Schlachtfeldern und in der Heimat durch Not, Leid und Tod das

Geschenk aus Österreich



Die einzige weibliche Delegierte hat das Wort



„Denn die Kraft, die uns verbindet, ist die Solidarität!“



ausbaden mußte, was diese fragwürdigen Menschheitsbeglucker uns politisch servierten und hinterließen.

Auf unserer Seite steht das Recht. Wir dürfen nicht müde werden, damit das Endziel der vollkommenen Befreiung erreicht wird, wo Unfreiheit in Freiheit, gesellschaftliche Unterdrückung in gleiche Rechte, soziale Rückständigkeit in sozialen Aufstieg und Unrecht in Recht umgewandelt wird.“

Edmund Duda brachte die Grüße des Bundesvorstandes des DGB. Er forderte die Jugend auf, nicht zu schweigen, wenn irgendwo Unrecht geschehe, und auch, zu politischen Ereignissen offen Stellung zu nehmen. Demokraten sollten sich dadurch auszeichnen, daß sie frank und frei ihre Meinung sagen. Leider würde die arbeitende Jugend immer und immer wieder verleumdet, aber sie sei besser als ihr Ruf. So hätten sich seit dem Aufruf an junge Facharbeiter, zur Arbeit in das wirtschaftlich gefährdete Westberlin zu gehen, bereits 14000 gemeldet.

In seinen Bemerkungen zum schriftlich vorliegenden Geschäftsbericht gab Manfred

Einer mit Witz



Schneider bekannt, daß seit 1957 sich die Zahl der Berglehrlinge um fast 20000 vermindert hat, das entspricht einem Rückgang von 76,7 v.H. Auch Schneider und viele der Diskussionsredner zum Geschäftsbericht übten scharfe Kritik am Verhalten der Unternehmer, das weitgehend dazu beitrage, daß so viele junge Menschen aus dem Bergbau weggehen. Mit Entschiedenheit wurde verlangt, daß die Bundesregierung endlich ein Berufsausbildungsgesetz vorlege, in dem die heute bestehenden sehr unterschiedlichen Richtlinien und Vereinbarungen einheitlich zusammengefaßt sind, wie es den ständig höher werdenden Anforderungen der Technik und Wirtschaft entspricht.

Fritz Dahlmann, der 2. Vorsitzende der IG Bergbau und Energie, wandte sich in seinem Referat gegen das Gerede von der politischen Interesselosigkeit der Jugend in der Bundesrepublik. Er sagte, daß es keine Freiheit ohne Bindung gebe, das heiße aber auch, daß in der IG Bergbau und Energie kein Platz sei für Menschen, die totalitären Ideen anhängen. Dahlmann wandte sich entschieden dagegen,

daß man die Vergangenheit einfach vergesse. Die Jugend müsse aus ihr lernen, um den Kampf für eine menschenwürdige Gesellschaft besser führen zu können.

Die jungen Delegierten erarbeiteten in vier Arbeitsgemeinschaften die Richtlinien für die künftige Arbeit. Bei Redaktionsschluß lag das Ergebnis der Arbeitsgemeinschaft „Jugend und Politik“ vor. Eine lange Debatte im Forum der Konferenz endete bei 12 Gegenstimmen und 14 Enthaltungen mit der Zustimmung zu Bundeswehr, Wehrpflicht und NATO.

Wir werden in der nächsten Ausgabe über die anderen Ergebnisse der Arbeitsgemeinschaften und den weiteren Verlauf der Konferenz berichten.

Hadobu

Fotos: Udo Hoffmann

Jung —



aber —



entschieden



Gastdelegierte



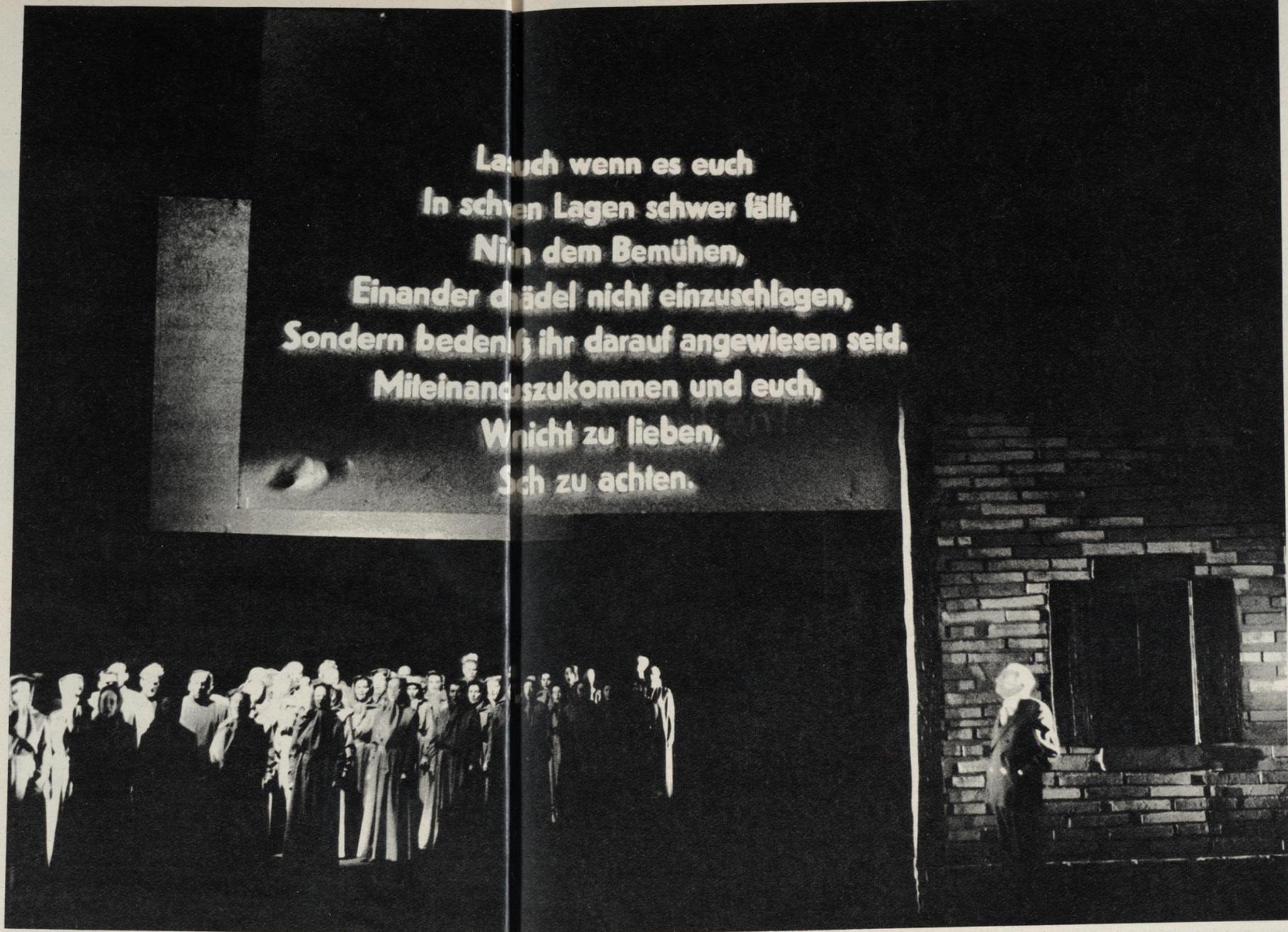
Kriegsspiel

Foto: Rudolf Betz

mit

400 000 Toten

Lauch wenn es euch
 In schweren Lagen schwer fällt,
 Nim dem Bemühen,
 Einander die Ädel nicht einzuschlagen,
 Sondern bedenkt, ihr darauf angewiesen seid,
 Miteinander zu kommen und euch,
 Nicht zu lieben,
 Sondern zu achten.



Berechnung beiseite gelassen worden, weil das Manöver von der Voraussetzung ausging, daß sie bereits zu Beginn des Angriffs in die Hände des Angreifers gefallen war. Die Gesamtbevölkerung dieses Gebietes beträgt etwa 600 000 Menschen, von denen 400 000, das heißt etwa zwei Drittel, als Opfer dieses Einsatzes von Atomwaffen angesehen werden können. Die überlebenden 200 000 würden im Falle einer solchen „Verteidigung“ in einer so schrecklichen Lage sein, daß sie die sofort Getöteten und sogar die bald Gestorbenen nur beneiden könnten: durch radioaktive Strahlung in ihrer Gesundheit auf das schwerste geschädigt, ohne die Möglichkeit einer ärztlichen Versorgung, nach der Zerstörung praktisch sämtlicher Elektrizitäts- und Gaswerke des Gebietes von der Versorgung mit elektrischem Strom und Gas abgeschnitten, in vielen Fällen sogar auf radioaktives Wasser angewiesen, würde der größte Teil von ihnen unheilbarem Siechtum und einem qualvollen Tod entgegen gewandt sein. Und dies überdies noch in einem Gebiet, von dem man auf Grund des Manöverergebnisses unterstellen mußte, daß es sich nach einem nur vier Tage währenden Kampf in der Hand des Angreifers, also der Roten Armee, befindet.

Sicherheit durch Atomwaffen?

Das, was jeder Einwohner Deutschlands, aber auch Europas, aus diesem Manöver lernen kann, ist eine klare Tatsache: Atomwaffen sind kein Instrument zur Verteidigung der Bevölkerung in diesem Teil der Welt. Mit Atomwaffen, gleichgültig, ob es die des Verteidigers oder die des Angreifers sind, können sie nur umgebracht, aber nicht geschützt werden.

Die Ausrüstung der Bundeswehr mit den „besten Waffen“ schafft keine Sicherheit oder zum mindesten nur die Sicherheit eines qualvollen Todes für die Bevölkerung. Echte Sicherheit ist nur durch das Gegenteil zu erreichen: Entfernung aller Atomwaffen aus dem Herzen Europas; zunächst aus den beiden Teilen Deutschlands und darüber hinaus aus einem möglichst großen östlich und westlich angrenzenden Gebiet. Und diese Entfernung aller Atomwaffen aus diesem Gebiet darf nur der Anfang einer allgemeinen Entspannung sein. (Die Manöver fanden vor zwei Jahren statt.)

Professor Fritz Baade ist Mitglied des Bundestages und Leiter des Weltwirtschafts-Archivs in Kiel

Von Fritz Baade



**Nicht Atomwaffen
 Nicht Völkermord**

1. MAI
 Dem Menschen seine Chance

DEUTSCHER GEWERKSCHAFTSBUND DGB

Die Herbstmanöver in Schleswig-Holstein sind zu Ende gegangen. Die „Idee“ war klar: Feindliche Truppen, sie wurden hier aus politischen Gründen ausnahmsweise nicht als „rote“, sondern als „orange“ bezeichnet, versuchten, in Schleswig-Holstein einzubrechen, den Kieler Kanal zu erreichen und zu überschreiten und damit die Voraussetzung für eine Besetzung der jütischen Halbinsel und des wichtigsten daran: des Ausgangs der Ostsee, zu schaffen. Als ein solcher Angreifer ist natürlich nur die Rote Armee denkbar. Ihr Ziel würde sein, die Ostsee durch die Besetzung ihres Ausgangs vollständig zu einem roten Binnenmeer zu machen.

Der Vorstoß der „Orange“-Kräfte ging vom Raum Lübeck aus. Als Ostgrenze des zu verteidigenden Gebietes war hier nicht die Zonen-grenze, sondern die Autobahn Lübeck-Hamburg angesehen worden, da man aus guten Gründen das Manöver nicht schon an der etwa fünfzig Kilometer weiter ostwärts liegenden Zonen-grenze durchführen wollte. Die Verteidigung hatte die Aufgabe, dieses Ziel zu

vereiteln. Die Zahl der Streitkräfte war bei dem Angreifer nur unwesentlich höher als bei dem Verteidiger: eine entscheidende Abweichung von dem, was bei einem ersten Angriff auf Schleswig-Holstein und die jütische Halbinsel mit Sicherheit zu erwarten wäre. Im zweiten Weltkrieg haben die Russen fast niemals angegriffen, wenn sie nicht über eine mindestens drei- bis vierfache zahlenmäßige Überlegenheit verfügten, und im Falle eines Erfolgs auf Westdeutschland würden sie mindestens mit einer solchen Überlegenheit antreten.

Der Angriff begann in den Morgenstunden des 22. September mit dem Versuch, die als Kanal gedachte Autobahn zu überschreiten. Nach zwei bis drei Stunden war diese Grenze überschritten und die Verteidigung auf hinhaltende Gefechte im Raum zwischen der Autobahn Lübeck-Hamburg und dem Nordostsee-kanal reduziert.

Am zweiten Tag des gedachten Angriffs wurden die Luftlandtruppen des Angreifers in Stärke von etwa 1200 Mann südlich von Eckernförde in der Gegend von Gettorf abgeworfen.

Diese Luftlandung funktionierte technisch vollkommen. Einen Tag später erfolgte in der Bucht von Eckernförde eine amphibische Landung mit Landungsbooten. Wiederum einen Tag später hatten sich diese in der Bucht von Eckernförde gelandeten Angreifer mit den aus der Luft eingesetzten Kräften aus dem Raum von Gettorf vereinigt.

Der Angreifer hat in den vier Manövertagen sein wesentliches Ziel erreicht: den Nordostsee-kanal und damit die Voraussetzung für einen Vormarsch zum Ostsee-Eingang. Man kann darüber philosophieren, ob im Ernstfall ein solches Ziel in vier Stunden oder in vier Tagen erreicht werden dürfte. Das Furchtbarste aber ist die Tatsache, daß selbst das Hinauszögern der Eroberung des südlichen Teiles von Schleswig-Holstein nur durch eine unvorstellbar schreckliche Maßnahme erreicht werden konnte: durch den Einsatz von Atomwaffen. Es wurde unterstellt, daß in diesen insgesamt vier Manövertagen sechzehn Atombombenabwürfe oder -abschüsse vor-

genommen wurden, ein Teil davon durch den Angreifer, ein anderer durch den Verteidiger. Die Städte Kiel, Neumünster, Bad Segeberg und Rendsburg waren bereits am ersten bzw. am zweiten Manövertag durch Atomwaffen in radioaktive Aschenhaufen verwandelt worden, ihre Bevölkerung mußte als überwiegend umgebracht gelten. Die radioaktive Verseuchung dieser Städte wurde als so hoch angenommen, daß sie weder von den Truppen des Angreifers noch von denen des Verteidigers mehr betreten werden konnten.

Wie sähe es im Ernstfall aus?

Was sich im Ernstfall abgespielt haben würde, ist so grausig, daß man es sich kaum vorstellen kann. Die 400 000 Toten, welche man eingeständenermaßen als das Opfer dieses Einsatzes von Atomwaffen unterstellt, wären ja nicht alle in der ersten Minute tot gewesen. Die sofort Getöteten wären die glücklichsten unter den Opfern gewesen. Viel schlimmer

wäre das Los derer gewesen, die durch radioaktive Bestrahlung so schwere Gesundheitsschäden erlitten hätten, daß sie erst in den nächsten Tagen oder Wochen gestorben wären. In einer von ersten Wissenschaftlern durchgeführten Studie über die Konsequenz eines Atomwaffenangriffs auf die Vereinigten Staaten wurde festgestellt, daß von der Bevölkerung von San Louis, die insgesamt etwa eine Million Menschen zählt, 450 000 in den ersten Minuten nach dem gedachten Atomangriff tot gewesen wären, weitere 450 000 dann in den nächsten Wochen an den Folgen der radioaktiven Verseuchung gestorben wären.

Genau das gleiche würde der Bevölkerung von Schleswig-Holstein dann blühen, wenn hier Atomwaffen eingesetzt würden. In den genannten vier Städten befinden sich fast alle Krankenhäuser des Gesamttraumes zwischen dem Nordostsee-kanal und der Lübeck-Hamburger Autobahn. Von den Ärzten des Gebietes lebt der größte Teil in den genannten vier Städten. Die Stadt Lübeck ist bei dieser

Von der Kunst des Holzschnitts



Maria Hiszpanska: Kinder und Stern (Polen)

Hat der Holzschnitt die Gunst des Publikums und vor allem auch der Auftraggeber verloren? Ist die Zahl der Künstler, die diese Art der Grafik pflegen, im Schwinden begriffen? Es scheint zunächst so. Vor allem, wenn man die Ausstellungen und die Publikationen daraufhin prüft. Wie oft werden die Texte in Büchern und Illustrierten mit Fotografien, seltener mit Zeichnungen und nur noch ganz selten mit Holzschnitten illustriert.

Das war vor mehr als einem halben Jahrhundert anders. Wer kann noch den Stolz ermesen, als damals jene Handwerker, die Erfinder und deren Nachfahren ein Bild mittels des neuen Druckverfahrens vervielfältigen konnten. Man zeichnete dies betreffende Bild zunächst auf eine glatte Holztafel, den sogenannten Holzstock (zeichnen = reißen), schnitt die Zeichnung dann ein, meistens überließ der Künstler diese Tätigkeit dem „Formschneider“, und schließlich wurde das stempelartige Relief („Hochdruck“) in zahlreichen Exemplaren abgedruckt, man „drückte“ die eingeschwärzte Holzplatte auf das Papier.

Wir wollen auch erwähnen, daß diese Holzschnitte, also Drucke, im Zeitalter der Erfindungen und Entdeckungen, im 16. Jahrhundert, auf Jahrmärkten verkauft wurden. So hatte der berühmte Maler und Grafiker Dürer (1471–1528) seine eigenen Verkaufsbuden, in denen Mutter und Frau seine Erzeugnisse feilboten. Welch primitive Art des „Kunsthandels“ – wird man meinen. Aber wiederum welch enger Kontakt zwischen Künstler und Volk!

In unserer Zeit des Managertums ist alles perfekter, mit unseren komplizierten Maschinen und Apparaten geht alles genauer und schneller. Auch künstlerischer? Bei aller Modernität unserer heutigen Technik und der Konzentration und erstaunlichen Organisation unserer Betriebe sollten wir doch nicht vergessen, daß zum Beispiel gerade Dürer – in späteren Jahren richtete er sich eine eigene Werkstatt mit Druckerpressen und etlichen Gesellen ein – in einem Verlag arbeitete, der etwa hundert Gesellen beschäftigte, Setzer, Drucker, Korrektoren, Holzschneider, Buchbinder und andere, und in sechzehn Städten Niederlassungen besaß.

Und was Dürers Holzschnitte und Kupferstiche anbetrifft, so sind deren künstlerische und technische Qualität nicht nur bis heute noch weltberühmt, sondern fanden gleich nach Erscheinen Absatz in ganz Europa – am Hofe des englischen Königs Heinrich VII. bis nach Spanien und Dalmatien.

Vom Material her verlangt der Holzschnitt eine breite, oft auch spröde Manier. Allzu feine, dünne Stege werden rasch abgenützt oder brechen leicht ab. So ahmt der materialgerechte Holzschneider nicht die linearen Konturen der Bleistifte oder der Feder nach, sondern bleibt – wissentlich oder unbewußt – dem Gesetz seiner grafischen Technik treu. Ursprünglich redeten die Drucke eine harte, klobige, nichtsdestotrotz eindrucksvolle Sprache.

Mit der Zeit verfeinerte sich die Technik allerdings immer mehr, bis schließlich der Kupferstich, ein Tiefdruckverfahren, dessen sich Dürer ebenfalls bediente, erfunden wurde, mit dem man hauchdünne Linien und zarte Schattierungen besser wiedergeben konnte. Unschwer lassen sich vom Motiv her, mehr noch vom herrschenden Kunststil, auf die jeweils bevorzugte grafische Technik Rückschlüsse ziehen. So gelangten Kupferstich und die verwandte Radierung im Barockzeitalter zur Blüte, da sich die Maler und Plastiker dem Licht verschrieben. Und im vorigen Jahrhundert, da man die Wirklichkeit „naturgetreu“ nachbilden möchte, kehrt man zu diesem Verfahren zurück.

Zu Anfang unseres Jahrhunderts kommt der Holzschnitt plötzlich wieder zu Ehren. Die Vereinfachung der Formen, das Sich-Beschränken auf das Wesentliche, das Herausarbeiten von Gegensätzen, von den Expressionisten bereits in Malerei und Bildhauerei erprobt, lassen sich im Holzschnitt vortrefflich umsetzen. So finden wir im Werk großer Maler, wie Edvard Munch, Franz Marc, Christian Rohlfis, Lyonel Feininger, Frans Masereel, der Dresdner Brückekünstler Kirchner, Schmidt-Rottluff, Heckel und Otto Müller, bei Emil Nolde und F. M. Jansen, und bei Bildhauern, wie Ernst Barlach, Käthe Kollwitz, Gerhard Marcks, Ewald Mataré und Toni Fiedler, eine Fülle ausgezeichneter Holzschnitte.

Barlach nennt den Holzschnitt „eine Technik, die zum Bekenntnis herausfordert, zum unmißverständlichen Darlegen dessen, was man letztlich meint“. Darum also war diese klare, unverschleierte Sprache auch so geeignet für jene Expressionisten. Und sie wird stets dort benötigt, wo man „unmißverständlich“, also nicht „grau in grau“, sondern „schwarz auf weiß“ etwas aussagen möchte. Daß solche künstlerischen Erklärungen mitunter recht tendenziös ausfallen können, liegt ebenfalls im Charakter dieser Technik – wie sie in Europa und Amerika und neuerdings in der Chinesischen Volksrepublik verstanden wird.

Denn grundsätzlich verschieden von dieser Auffassung war der traditionelle fernöstliche Holzschnitt, der, zunächst im 7. Jahrhundert in Schwarzdruck, in späteren Epochen zu den berühmten und äußerst differenzierten Farbholzschnitten führte. Natürlich formen auch die

chinesischen und japanischen Künstler die Wirklichkeit, Mensch und Landschaft, um und vereinfachen ihre Bilder. Aber dem, der an der Art der europäischen stempelartigen Schwarz-Weiß-Drucke geschult ist, werden jene fernöstlichen Farbholzschnitte – nicht selten benötigt man für einen Druck bis zu zwei Dutzend Holzstöcke, das heißt für jede Farbe eine eigene Platte – wie unvorstellbare Zauberwerke erscheinen.

Wie sieht es nun auf dem Gebiet des zeitgenössischen Holzschnittes bei uns aus? Vor zehn Jahren hat man in Deutschland aus der Erkenntnis heraus, daß sich nicht jeder Kunstliebhaber teure Werke, Gemälde und Plastiken leisten kann, eine Aktion zur Förderung und Verbreitung einer billigeren Kunstgattung gestartet. Alle zwei Jahre wurden die Künstler aufgerufen, sich an einem Wettbewerb für „Farbige Grafik“ zu beteiligen und die ausgesuchten Blätter in hoher Auflage dem Publikum in vielen Städten anzubieten. Als die erste derartige Ausstellung 1951 ihre Tore öffnete, nahm der Holzschnitt neben dem technisch verwandten Linolschnitt im Kreise von Lithographien, Siebdrucken und Radierungen eine führende Rolle ein. Unter den ersten Preisträgern belegten die Holzschneider Johanna Schütz-Wolff, H. A. P. Grieshaber, Ulrich Knispel und Hann Trier den 1., 2. und 4. Platz, und der gegenständliche Stil war vorherrschend.

Mit der Zeit hat sich manches geändert. Als die Grafik-Biennale im Jahr 1961 dazu überging, ihren Wettbewerb einmal den Schwarz-Weiß-Künstlern anzubieten, machten die Holz-



Frans Masereel: Schwerarbeiter (Belgien)

H. A. P. Grieshaber: Der Vater (Deutschland)





schnyder nur noch etwa zehn Prozent aller angenommenen Aussteller aus – und der Gegenstand war so gut wie ausgeschaltet. Die Preisträgerin Schütz-Wolf war diesmal nicht mehr vertreten, desgleichen Knispel; Trier schickte Siebdrucke und Radierungen, nur Grieshaber blieb seinem Holzschnitt treu, und bezeichnend, er nannte sein Blatt „Warten auf Godot“.

Werden in der herrschenden Stilrichtung, der sogenannten abstrakten Kunst, grafische Werke gewünscht, so ist nach dem bisher Gesagten leicht zu verstehen, daß sich gerade die Holzschnyder nicht besonders für die Gegenstandslosigkeit begeistern können, stehen sie doch vor neuen, schwierigen Anforderungen. Kein Wunder, daß sie den abstrakten Malern und Bildhauern, Künstlern von Lithographien, Siebdrucken, Radierungen und Kupferstichen nur äußerst zögernd folgen. Das heißt aber nicht, daß der Holzschnitt tot sei.

Forschen wir nämlich nach, so werden wir – nicht auf lauten Plätzen, nicht in modernen Galerien oder offiziellen Ausstellungen – allerdings noch zahlreiche echte Holzschnyder antreffen. Von H. A. P. Grieshaber war schon die Rede. Neuerdings tritt, nach seiner Heimkehr aus Brasilien, wo er jahrelang gelebt und gearbeitet hat, Hansen-Bahia immer mehr ins Bewußtsein der deutschen Öffentlichkeit. Panokks ausdrucksstarker Stil findet nicht nur in den stets neu entstehenden Schwarz-Weiß-Blättern des Künstlers seinen Niederschlag, sondern lebt auch im Werk seiner Schüler. Im übrigen gehören seine sozialen und religiösen Bilder zu den ergreifendsten Gestaltungen unserer Grafik. Diesem Themenkreis hat sich auch Willi Dix verpflichtet, auch er bleibt in den Grenzen der Gegenständlichkeit, während Hans Orłowski, der Berliner Professor, sich in seiner jüngsten Holzschnittfolge „Der Psalter“ einer zeichenhaften Sprache nähert. Nicht verschwiegen darf allerdings werden, daß der im KZ ermordete Otto Freundlich bereits vor Jahrzehnten sich dem abstrakten Holzschnitt gewidmet hat, zu einer Zeit also, da dieser Stil im nazistischen Deutschland als „entartet“ diffamiert wurde.

Zwar nicht verboten, immerhin unerwünscht und offiziell keineswegs gefördert, fristet dieser Stil heute in den kommunistisch regierten Staaten sein Dasein. Was also aus diesen Ländern an Holzschnitten zu uns kommt, ist meist gegenständlicher Art, geprägt vom sozialistischen Realismus und Expressionismus. Hier bieten sich auch Anknüpfungspunkte zur Volkskunst an, die eifrig aufgegriffen werden.

Betrachten wir abschließend die Situation der Kunst in der heutigen Welt, so ergeben sich interessante Aspekte: Während die moderne abstrakte Malerei von Japan über Polen und Jugoslawien und dann von den westeuropäischen Staaten bis nach den USA und Brasilien die Künstler verbindet, so finden wir den gegenständlichen Holzschnitt heute sowohl in China und Sowjetrußland als auch in der Alten Welt, in Afrika und jenseits des Ozeans. Auf beiden Ebenen wird geschaffen, und beide Kunstanschauungen haben ihre Daseinsberechtigung.



Hansen-Bahia: Holzschnitt zur Dreigroschenoper (Deutschland)

Willi Dix: Jesus wird in den Schoß der Mutter gelegt (Deutschland)



P. Auvidert: Frau (Argentinien)

Günther Ott

Das Klima in Polen ist anders

Von Wanda Bronska-Pampuch

Frau Wanda Bronska, aus einer polnischen Familie stammend, war acht Jahre Häftling im Zwangsarbeitslager Kolyma und lernte die Schrecken des Stalinismus kennen. Seit ihrer Rückkehr befaßt Frau Bronska sich hauptsächlich mit dem Studium der Entwicklung Polens. Sie veröffentlichte 1958 bei Kiepenheuer „Polen zwischen Hoffnung und Verzweiflung“ und übersetzte wertvolle polnische Texte in die deutsche Sprache, darunter „Der Mensch ohne Alternative“ von Kolakowski. (Pieper)

Die große Stunde der polnischen Intellektuellen war im Jahre 1956. Man erinnert sich: Das Poem für Erwachsene von Adam Wazyk, tollkühne Novellen und Reportagen, die Studentenzeitung *Po Prostu* . . . Dann kam – nach dem Posener Aufstand im Sommer, von der Intelligenz und den Arbeitern getragen – der „Polnische Oktober“, die Wiederwahl Gomulkas zum Parteisekretär und das nächtliche Rededuell zwischen ihm und dem empört herbeigeeilten Chruschtschow. Ganz Warschau sekundierte Gomulka, in schweigender Erwartung erstarrt, aber zu allem bereit. Der Pole blieb Sieger, Chruschtschow reiste ab; und während in Budapest die Volksrevolte blutig niedergeschlagen wurde, zeigte sich Warschau beherrscht. Die vereinigten Anstrengungen zweier Männer verhinderten eine nationale Tragödie: die des nach vier Jahren Stalinischen Gefängnisses wiedergekehrten Parteisekretärs und die des aus der Isolierung entlassenen Kardinals Wyschinski.

Ein Jahr darauf war in Moskau die Tauwetterperiode von neuem Frost abgelöst, Gomulka hatte *Po Prostu* verboten, die Zensur war wieder schärfer geworden und die Arbeiterräte in den Betrieben entmacht. Fast schien sich die ungarische Kirhhofsrufe auch auf Polen ausbreiten zu wollen.

Fast, aber der Schein trog. Noch ehe die Parteiführung auch die zweite aufrührerische (revisionistische) Zeitung „*Nowa Kultura*“ ihrer Redaktion beraubte, gelang es dem Blatt im September 1957, die erbarmungsloseste Abrechnung mit dem von Stalin geprägten und von seinen Nachfolgern nicht überwundenen kommunistischen Denken zu veröffentlichen – die Essayfolge „Verantwortung und Geschichte“ des jungen Philosophen Leszek Kolakowski; bekannte und angesehene Schriftsteller traten aus der Partei aus, andere zogen sich zurück, obwohl sie in der Partei blieben. Die Intelligenz nahm jene kritisch reservierte Haltung ein, die sie bis heute beibehält und die es der polnischen Parteiführung unmöglich macht, ihre Diktatur über das Geistesleben in dem Ausmaß auszuüben, wie sie möchte.

Dichter und Schriftsteller genießen in Polen seit alters her eine weitaus größere Autorität als in anderen Ländern. In Jahrzehnten der Teilung Polens übten sie so etwas wie eine Ersatzherrschaft im Land aus, bildeten den Gegenpol zu der von Fremden ausgeübten politischen Macht, und das Volk scharte sich um sie (wie um die katholische Kirche). Als Symbol der nationalen Volksverbundenheit und des nationalen Widerstands erhielten sie eine Aura, die auch dann nicht erlosch, als das polnische Staatswesen wiedererstand und eine neue Intelligenz entstand. Der Einfluß, den Schriftsteller und Künstler heute in Polen besitzen, ist häufig entscheidender als offizielle Beschlüsse gewählter Staatsorgane. Die Parteifunktionäre wissen das, ja, sie unterliegen der allgemeinen Einstellung zu dieser Elite der Gesellschaft ebenfalls, und so kann man sie verzweifelt um die Anerkennung führender Schriftsteller ringen sehen, deren Kritik sie fürchten, selbst dann, wenn sie nur aus einem lässig im Caféhaus hingeworfenen Satz besteht.

Das Caféhaus der Literaten! In welchem kommunistischen Staat wäre es noch von einer solchen Bedeutung wie in Polen? Gomulka liebt

die Literaten ebensowenig wie Chruschtschow, er hält sie für unzuverlässig, unberechenbar und gefährlich. Obwohl er seinen Sieg vor fünf Jahren eben dieser rebellischen Unberechenbarkeit der polnischen Literaten verdankt, hat er nichts unversucht gelassen, um sie auszuschalten, sich von ihrem Urteil unabhängig zu machen, sie an die Kette zu legen. Ohne Erfolg. Was Chruschtschow in Moskau gelang, erwies sich in Warschau als undurchführbar. Einigen Autoren verbot man zu publizieren – das öffnete ihnen die Türen aller Redaktionen. Es ist in Polen eine Ehre, offiziell verfolgt zu werden. Selbst Redaktionen, die die Revisionisten früher bekämpft hatten, leisteten ihnen Hilfe, als Gomulka sich gegen sie wandte. Man sprach in Warschau bereits von einem „Terror der Unterdrückten“. Auch ohne daß die Namen der Verpönten im Druck erschienen, war alles, was sie sagten und die Art, in der sie schwiegen, sofort allgemein bekannt. Das gehört zu besonderen polnischen Klima.

In den Jahren des Tauwetters 1955–1957 waren Bücher zu Bestsellern geworden, die ungeschminkt über die Verbrechen der „vergangenen Ära“ (das heißt des Stalinismus) berichteten. Der zornige junge Mann, Marek Hlasko,

der 1958 von einer Auslandsreise nicht mehr nach Polen zurückgekehrt ist, und der ehemalige Literaturpreisträger Kazimierz Brandys, der, als ihm die Augen aufgingen, plötzlich zu einem echten Künstler wurde, waren in aller Mund. Nun wurde die Abrechnung mit der Stalin-Ära für beendet erklärt, Bücher, die sie fortsetzten, fielen der Zensur zum Opfer, und die vielen Zwanzigjährigen, die in Hlaskos Fußstapfen zu treten versuchten, mußten ihre für nihilistisch erklärten Erzählungen aus den Verlagen zurückziehen. Aber die Bestseller der nachfolgenden Jahre wurden dadurch um keinen Deut kommunistischer.

Die Romantrilogie „Kolumbus, Jahrgang 1920“ von Roman Bratny zum Beispiel, die in kurzer Zeit sechs Auflagen erlebte, kann weder in der Sowjetunion noch in der Ostzone herauskommen. Sie behandelt den nichtkommunistischen Warschauer Aufstand von 1944. Vor dem Oktober 1956 durfte dieser drei Monate während heldenhafte Kampf gegen die Nazibesetzung, in dem die Blüte der polnischen Jugend ihren Tod fand, öffentlich nicht erwähnt werden. Kein Wunder: Die sowjetischen „Freunde“ standen damals jenseits der Weichsel und befreiten die polnische Hauptstadt erst, als die Deutschen

sie in ein Trümmerfeld verwandelt hatten und die polnischen Widerstandskämpfer ausblutet waren. Jetzt rief Roman Bratny ihren Kampf und ihren Tod in Erinnerung, das blutige Drama, das zehnmal soviel jungen Menschen das Leben gekostet hat wie der ungarische Aufstand von 1956 – in Ungarn waren es rund 20000, in Warschau 1944 200000 –, wurde wieder gegenwärtig. Von Kommunisten ist dem Buche nicht die Rede. Der Widerstand gegen Hitler wird so gezeigt, wie er wirklich war: heldenhaft, verworren und ohne wirksame Hilfe von außen.

Ein anderes Buch, „Asche und Diamant“, von Jerzy Andrzejewski, war erstmalig 1947 erschienen, dann verboten und wurde 1959, just als sein Autor seinen Austritt aus der Partei erklärte, mit seiner Teilnahme verfilmt. Es wurde das größte künstlerische Ereignis des Jahres 1960. Alle Zeitungen und Zeitschriften diskutierten lebhaft über den Film, und selbstverständlich rissen sich die Polen das nunmehr wieder neu aufgelegte Buch Andrzejewskis ebenso wie spätere Romane und Erzählungen von ihm aus der Hand, „Asche und Diamant“ ist der Roman eines einzigen Tages, des ersten Tages nach Kriegsende, des Tages Nu



atten u
r ausg
ny ihr
das bl
en Me
r unga
varen
- wurd
en ist
Jerstan
wirklic
wirksam
nt", vo
ersch
just a
artei e
s wurd
Jahre
disku
lbstve
unmet
jewski
lunge
amant
des er
es Nu

des kommunistischen Polens, der erfüllt ist von enttäuschter Hoffnung, verzweifelter Widerstand, charakterloser Anpassung und sinnlosem Tod. Das Aufbegehren gegen die Russen und den Kommunismus ist an diesem Tag größer als die Freude über den Sieg.

Noch ein Jahr später las Polen mit Begeisterung ein Buch über die Vatikanstadt, das der langjährige polnische Kulturattaché in Rom, Henryk Breza, verfaßt hatte, und stritt lebhaft über den Roman eines jungen Mathematikdozenten, Andrzej Bonarski, der in scheinbar traditioneller europäischer Manier eine Liebesgeschichte geschrieben hatte, die aller Modernität hohn sprach und vielleicht gerade dadurch einem Hang entsprach, der sich bei der jungen Intelligenz drüben wie hier offenbart: dem Hang zu einer leicht persiflierten Renaissance.

Aber am charakteristischsten für die polnische Literatur dieser Jahre und dieses bestimmte polnische Klima sind zweifellos die skurrilen Geschichten des unermüdeten jungen Satirikers Slawomir Mrozek. Sie sind knapp und kurz, manchmal nur ein oder zwei Seiten lang, völlig unvergleichbar, weit ab von allem Dagewesenen, unfaßbar für die Zensur, zwerchfellerschütternd komisch und von tiefster Schärfe. Mrozek erfindet die unmöglichsten Situationen, reiht Unwahrscheinlichkeit an Unwahrscheinlichkeit, ist surrealistisch und volkstümlich in einem, und seine Art ist schnell zu der Ausdrucksform des absoluten Nonkonformismus in einem kommunistischen Land schlechthin geworden. Nur in einem kommunistischen Land? Die kurze Szenenfolge „Polizei“, in der ein auf Spitzel und Provokateure aufgebautes System Krach zu erleiden droht, weil schließlich niemand mehr zu verhaften ist und der letzte Spitzel, um die Institution zu retten, selbst ins Gefängnis geht – wurde in Westberlin, vom Kabarett „Stachelschweine“ aufgeführt, zu einem großen Erfolg. Mrozek's Sammelbändchen „Der Elefant“ und der „Atommeiler“ erschienen nicht nur in der Bundesrepublik, sondern auch in einer Reihe anderer europäischer Länder.

In diesem Jahr brachte Mrozek ein kurzes Stück unter dem Titel „Strip-Tease“ heraus, in dem er zeigte, wie der Weise und Konformist gleichermaßen vor der verschlossenen Tür und der Macht, die sie bedient, kapitulieren müssen. Die verschlossene Tür – die Unmöglichkeit, ihr Land nach eigenem Ermessen zu verlassen – führt alle Freiheit ad absurdum. Ist es Zufall, daß in Polen gerade im Jahr der Berliner Mauer Stücke gegen die verschlossene Tür erscheinen? Der Philosoph Kolakowski veröffentlichte ein Drehbuch „Ausreibung aus dem Paradies“, in dem Adam und Eva, die sich in dem als modernes Hotel dargestellten Paradies mehr eingesperrt denn selig fühlen, erst aufatmen, als sie aus diesem geschlossenen Paradies verwiesen werden.

Freiheit ist mehr wert als alle materiellen Werte, und Freiheit ist vor allem freie und ungehinderte Kenntnisnahme von der Welt der anderen – auch in der Zeit der gomulakistischen Reaktion ist in Polen diese Wahrheit nicht vergessen worden. Noch ehe in Moskau der XXII. Parteitag der Sowjetkommunisten die zweite große Entstalinisierungswelle einleitete, waren die polnischen Intellektuellen wieder zur Stelle. Man brauchte in Polen keine Stalin-Denkmal zu stürzen. Die hatte es dort nie gegeben. Man brauchte auch keine Städte- und Straßennamen umzubeneden. Der Name des Diktators war hier schon vor fünf Jahren überall getilgt worden. Aber man konnte wieder gegen Zensur und Bevormundung durch die Partei vom Leder ziehen. Dieses Mal waren es nicht die jungen Literaten und enttäuschten Kommunisten, die das besorgten, sondern die Wissenschaftler der älteren Generation, namhafte Hochschulprofessoren, Atomphysiker, Ökonomen. Im Oktober 1961 begann in der Warschauer Wochenzeitung „Przeglad Kulturalny“ eine Diskussion über die Meinungsfreiheit. Der erst 1950 aus Amerika nach Polen zurückge-



Die Fotos von Rudolf Betz zeigen Szenen aus dem Schauspiel „Die Mauer“, in dem der Kampf und Untergang der Warschauer Juden der Inhalt ist

kehrte Einstein-Schüler Leopold Infeld erinnerte daran, daß unter dem Stalinismus selbst Albert Einstein als „bürgerlicher Idealist“ abgelehnt worden war, und erklärte, daß es keine erfolgreiche wissenschaftliche Forschung ohne freie, nicht von inkompetenten Parteifunktionären kontrollierte Diskussion geben könne. Man solle nicht nur auf dem Gebiet der materiellen Güter, sondern auch auf dem der persönlichen Freiheit mit dem Westen konkurrieren. Der Krakauer Husserl-Schüler, Prof. Roman Ingarden, untertrich in dem gleichen „Przeglad Kulturalny“, man könne nur dann von einer wirklich freien Diskussion sprechen, wenn jeder der Partner bereit sei, sich von den besseren Argumenten des anderen überzeugen zu lassen und gegebenenfalls auch auf seine Positionen überzugehen, nicht aber, wenn es nur eine Scheindiskussion sei, die von der Eitelkeit diktiert werde und nicht von dem Wunsch, die Wahrheit zu erkennen. Es fielen bei dieser öffentlichen Auseinandersetzung, die von dem Kulturblattnach aufeinander Tageszeitungen übergriff, viele scharfe Worte über Zensur und Beschränktheit der Kulturfunktionäre. Dennoch schritt die Parteiführung erst ein, als auch Schriftsteller versuchten, sich an ihr zu beteiligen. Ein Gedicht des bekannten Dichters Antoni Slonimski, der nach 1956 einige Jahre Vorsitzender des polnischen Schriftstellerverbandes gewesen ist, zum Thema „Meinungsfreiheit“ durfte nicht erscheinen, und in der Redaktion der Zeitung „Nowa Kultura“ fand wieder einmal eine Säuberung statt, weil sie sich allzusehr für ein Buch eingesetzt hatte, das Gomulka mißfiel. Dieses Buch – „Der göttliche Julius“ von Jacek Bochenski – scheint sich, nicht zuletzt wieder

dank dem Eingreifen der Parteiführung, zum diesjährigen polnischen Bestseller zu entwickeln. Der Autor, einer der Generation der enttäuschten dreißigjährigen Kommunisten, gibt anhand der Geschichte von Julius Cäsar gewissermaßen eine populäre Anleitung zur Frage „Wie werde ich ein Gott?“ Die unbedürftig frech geschriebene Satire auf den eben so schmerzlich durchgelittenen Personenkult ist, ohne je eine deutliche Parallele zu ziehen, so brennend aktuell und entspricht so sehr der Sicht, aus der die Parteijugend und die Intelligenz überhaupt drüben die Dinge sieht, daß sie genau ins Schwarze trifft. Vielleicht ist die Parteiführung gerade deswegen so ungehalten darüber. Ungehalten war die Parteiführung auch über das Theaterstück von Leszek Kolakowski, „Eingang und Ausgang“. Es wurde Ende Dezember 1961 in guter Besetzung (die Hauptrolle spielte einer der besten polnischen Schauspieler, der junge Wojciech Siemion) im Theater „Athenäum“ in Warschau uraufgeführt. Das Premierenpublikum, zu dem alle gekommen waren, die in der Künstlerwelt der polnischen Hauptstadt Rang und Namen haben, nahm es mit viel Beifall auf, und auch die nächsten zwei Vorstellungen bestätigten den Erfolg. Mit den in seinem tiefgründig ironischen Stil geschriebenen Dialogen hatte Kolakowski in den zwei Akten seines Stückes soviel Zeitkritisches gesagt, daß dem Warschauer Parteisekretär, der sich das Stück ansah, angst und bange wurde. Er beantragte unverzüglich die Einberufung des Zentralkomitees. Es trat zusammen, und das Stück, das zwar noch nirgends im Druck erschienen war, aber doch die Vorzensur des Theaters passiert hatte, mußte

vom Spielplan schon bald abgesetzt werden. Eine große Kundgebung der intellektuellen Jugend Warschauer, die daraufhin in dem politisch-literarischen Klub „Krzywe Kolo“ („Der krumme Kreis“), der schon im Oktober 1956 eine Rolle gespielt hatte, stattfand, nahm nicht nur gegen das Verbot des Kolakowski-Stückes, sondern auch gegen eine Reihe anderer Repressalien gegen Künstler und Literaten Stellung. Der eben von der Regierung mit einem Orden dekorierte Direktor der Akademie der Wissenschaften, Professor Kotarbinski, forderte „Achtung vor den Errungenschaften des Polnischen Oktober“ und Verhinderung einer neuen Meinungszensur. Aus Protest gegen die Zensur waren schon kurz vorher die großen alten Schriftsteller Polens, Maria Dabrowska und Antoni Slonimski, aus dem Vorstand des polnischen Schriftstellerverbandes ausgetreten. Es tut sich wieder etwas in Warschau, und es wird der polnischen Parteiführung wohl nicht viel helfen, wenn sie das mit Gewalt verhindern will. Wie es den Sowjetkommunisten nicht hilft, daß sie seit Jahr und Tag bemüht sind, den polnischen Einfluß von ihren Mitgliedern und von der sowjetischen Jugend fernzuhalten. Die aufrührerische Wirkung der polnischen Zeitungen und Illustrierten, der polnischen Bücher und Filme, der polnischen Malerei und Musik (Jazzband) in der Sowjetunion wird immer spürbarer. Schon dringt sie unaufhaltsam in das geistige und kulturelle Leben des großen Nachbarn ein und wird begierig aufgesogen. Das polnische Klima, gefragt und gefürchtet, ist nicht nur eine Folge der ständig zunehmenden Differenzierung im kommunistischen Machtbereich, sondern fördert diese auch.

Das Hundertmeilenrennen

Erzählung aus Indien von Balwant Gargi

Illustrationen: Joachim Braatz

Unter dem Strohdach einer niedrigen Lehmhütte saßen Bauern mit mächtigen bunten Turbanen und dichten Bärten. Sie überlegten eifrig und laut, wie sie die Vertreter der umliegenden Dörfer zu einem dringenden Treffen zusammenrufen könnten. Sie fragten mich, was sie tun sollten. Ich wußte auch keinen Rat. Plötzlich überraschte uns eine leise, ängstliche Stimme. „Bitte gebt eure Nachricht mir! Ich bringe sie hin.“ Der Sprecher war ein kräftig aussehender junger Mann von ungefähr zwanzig Jahren in einem ausgefransten Hemd und geflickten, karottenfarbenen, kurzen Hosen.

„In welches Dorf?“ fragte ich.

„In alle Dörfer“, antwortete er.

„In alle Dörfer! Weißt du, daß das Treffen schon morgen sein soll?“

„Ja, ich weiß“, beharrte er. „Es sind ja nur zehn oder zwölf ... die Entfernung kann nicht größer sein als sechzig Meilen. Das schaffe ich in ein paar Stunden.“

Meinte er das ernst? Ich musterte ihn. Seine dicken Lippen wirkten wie Furchen in einem frischgepflügten Feld, und darüber zog sich der kurze, bläuliche Flaum eines Schnurrbartes entlang, der in einen sprießenden Kinnbart überging. Er hatte einen langen Hals, einen geschmeidigen Leib wie ein Leopard und große Knie, rund wie Bronzeschilde. An seinen Waden waren keine Haare, nur zwei tätowierte Pfauenfiguren. Seine Pferdeaugen wirkten ausgesprochen stumpfsinnig. Wie sollte er nur sechzig Meilen in ein paar Stunden schaffen? Wußte er überhaupt, wovon er da sprach?

In diesem Augenblick klopfte mir der Bauer Inder Singh, ein alter Mann mit struppigem, braunem Bart, mit seiner metallischen Hand auf die Schulter. „Das ist Buta Singh ... aus dem Dorfe Bhagu. Kennst du den nicht? Er kann hundert Meilen ohne Pause laufen.“

„Hundert Meilen?“

„Ja, hundert Meilen. Wenn der läuft, kann der Sturmwind nicht mit.“

„Hundert Meilen!“ Ich war verdutzt.

„Hast du noch nie den Namen Buta Singh gehört?“ fragte Inder Singh.

„Nein.“

„Buta ist der Sohn von Rakho“, erklärte Inder Singh. „Er stammt aus meinem Dorf. Gleich nach seiner Geburt hat seine Mutter ihn auf dem Felde, auf dem sie gerade ernteten, in einen Korb gelegt und sich wieder an die Arbeit gemacht. Die Familie hauste an einer Ecke des Feldes unter einem zeretzten Strohdach. Tschamba, Butas Vater, hütete die Ernte vor Schakalen, Fasanen, Hasen und anderen Tieren. In einer kalten Nacht starb er an Lungenentzündung. Rakho hauste mit ihrem Jungen weiter auf dem Feld. Sie besorgte sich von einer Zigeunerfamilie einen kleinen Berghund, und der wuchs schnell zu einem gefräßigen Hund heran. Buta wuchs mit ihm zusammen auf. Er zerrte den Hund am Schwanz, so daß er kläffte und heulte und ausgelassen herumtobte und mit ihm spielte wie mit einem großen Bruder. Als Kind hetzte Buta immer hinter Kamelen, Fohlen, Schakalen und Eichhörner her. Er lief den Hasen nach und sprang über Hecken, den Hund immer an den Fersen. Er wurde so flink und wendig, daß er es fertigbrachte, einen Hasen zu jagen, zu fangen, laufen zu lassen und von neuem zu fangen. Ein Hase kann ungefähr vier Meilen rennen, ein Schakal acht, ein Pferd höchstens vierzig, und das schnellste Kamel kann nicht mehr als fünfzig Meilen laufen. Aber Buta schafft hundert ...“

„Wie lange braucht er dazu?“ fragte ich.

„Zwölf Stunden. Natürlich, ein Pferd oder ein Kamel kann schneller laufen als Buta. Aber nicht hundert Meilen ohne Pause.“

Ich betrachtete Buta von neuem, dieses tierhafte Geschöpf mit den schrägen Pferdeaugen. Seine furchenartigen Lippen glänzten. Zwischen seinen gesprenkelten, grünlichen Waden und Schenkeln sprangen die Knie spitz vor.

Inder Singh sah mich an und sagte: „Wenn du mir nicht glaubst, kannst du es nachprüfen. Gib ihm die Papiere, bis morgen hat er sie alle abgegeben.“ Dann wandte er sich an Buta und sagte: „Buta, mein Sohn! Nimm diese Benachrichtigungen und bringe sie in alle Dörfer. Geh, mein Löwe!“

Er gab Buta die Briefe, nannte ihm die Dörfer und sagte ihm, wem er sie auszuhändigen habe.

Am nächsten Tage fanden sich die Schriftführer aller Dorfgemeinschaften zur angegebenen Zeit ein. Ich fragte jeden einzelnen, wer ihm die Nachricht überbracht habe. Jeder sagte: „Buta hat sie gebracht.“

Als die Versammlung vorüber war, sah ich Buta. Kumar Sain, der Rechtsanwalt, Dschugal Kuschore, der pensionierte Schulleiter, der ein

alter Sportsmann war, Adschmer Singh, der Richter, und einige andere hatten sich um Buta versammelt und sprachen mit ihm. Es wurmte sie, daß ein solches Wunder nicht über die Grenzen seines Dorfes hinaus bekannt war.

„Wenn Buta nach London fahren und an einem Geländelauf teilnehmen könnte, würde er sein kleines Heimatdorf Bhagu weltberühmt machen“, erklärte der Schulleiter.

„Unser Land ist voller Wunder“, fügte Kumar Sain hinzu. „Wir haben große Taucher, Ringer und Jäger, aber sie vergeuden ihr Talent und sterben unbekannt.“

„Wenn Buta hundert Meilen schafft, kann keine Macht der Welt ihn daran hindern, weltberühmt zu werden“, schloß der Richter.

Ein alter Militär-Havaldar sagte: „Seine Hoheit der Maharadscha von Patiala ist ein großer

Freund von Sport und Spiel. Wenn ihm jemand diese Neuigkeit zur Kenntnis bringen kann, wird er Buta bestimmt zu einem internationalen Wettkampf schicken.“

Ein gerissener Bittschriftenschreiber, der nur ein Auge hatte, sagte: „Hat jemand nachgeprüft, ob Buta auch wirklich hundert Meilen laufen kann?“

Ein glatzköpfiger Kaufmann blickte zweifelnd zu Buta hinüber und bemerkte: „Bauern haben nur einen unbestimmten Begriff von Entfernungen. Wenn der Mann dreißig Meilen gelaufen ist, bildet er sich ein, er ist hundert gelaufen.“

„Lassen wir ihn doch erst mal hier bei uns im Ort laufen“, schlug der Schulleiter vor. „Vielleicht können wir dabei etwas Geld sammeln, um ihm zu helfen. Um die große Gemeindegewiese herum sind es ungefähr 440 Yards. Wenn Buta Singh vierhundert Runden läuft, entspricht das hundert Meilen. Wir können alle zusehen. Ein richtiges Volksfest wird das für uns! Und hinterher können wir weitere Pläne für ihn machen.“

Alle waren von dem Vorschlag begeistert. Ich fragte Buta Singh, ob er auf der großen Gemeindegewiese laufen wolle. Er blinzelte mit den Augen und sagte nur: „Wie du willst.“

Maru, der Dorftrommler, verbreitete die Neuigkeit: „Achtung, alles herhören! Sonntagfrüh um sieben Uhr wird Buta Singh, der berühmte Läufer, ein Hundertmeilenrennen laufen. Alle Ortsbewohner werden aufgefordert, zur Gemeindegewiese zu kommen und das wunderbare Schauspiel mitanzusehen. Bum! Bum! Bum!“ Am Sonntagmorgen versammelten sich die Leute schon zeitig, um Buta Singh zu sehen. Er hatte eine dunkle, kurze Hose an, und ein flammenrotes Tuch war um sein langes schwarzes Haar gebunden, das er auf dem Kopf zu einem dicken Knoten zusammengerollt hatte. Der Octroi Peon saß an einer Seite, um die Runden zu zählen. Um sieben gab der pensionierte Schulleiter, der als Schiedsrichter fungierte, den Startpfeiff, und Buta Singh begann sein Einmannrennen.

Bis um acht kamen immer noch Zuschauer. Der Schulleiter saß da und verfolgte Buta, der in gleicher Geschwindigkeit, gleicher Haltung und gleichem maschinenhaftem Rhythmus eine Runde nach der anderen um die Wiese herum lief. Die Frauen kamen mit geschürzten Röcken und setzten sich an eine Seite der Wiese, um über den neuesten Dorfratsch, Todesfälle und Geburten zu klatschen und Buta seine Runden drehen zu sehen.

Zu Mittag hielt Buta inne, trank einen Krug Milch, den der Trommler ihm gebracht hatte, wechselte seine durchgeschwitzte Hose, die ihm am Körper klebte, kämte sich das Haar und rollte es zu einem frischen Knoten, band sein Tuch darüber und fing nach einer kleinen Pause wieder an zu laufen.

Er lief weiter bis zum Abend und hatte die letzte der vierhundert Runden um die Dorfgewiese um halb sieben beendet – eine halbe Stunde vor der festgesetzten Zeit. Die Sonne ging unter. In ihren Strahlen sahen die Strahlen von Butas Haar, die unter dem flammenroten Tuch heraushingen, wie glühende Federn aus. Seine Brust hob und senkte sich, und über den bronzefarbenen Körper lief der Schweiß.

Die Menge jubelte ihm zu. Zwei Männer trugen ihn auf den Schultern zum Basar. Die Kunde verbreitete sich im Dorf. Buta sagte: „Es ist Gottes Wille. Seine Kraft steckt in meinen Knochen. Darum konnte ich hundert Meilen laufen. Ich glaube bestimmt, ich werde Anerkennung finden, wenn ich nach London gehe.“

Wir gaben die Neuigkeit an eine Zeitung im Heimatdialekt weiter und machten Pläne, ihn nach Patiala zu einer Audienz bei Seiner Hoheit zu schicken.

Drei Tage später kam Butas Mutter aus dem Dorf an. Sie war etwa sechzig, eine kräftige Bäuerin mit den gleichen dicken Lippen wie ihr Sohn und kleinen, trüben Augen. Sie war ge-



kommen, um ihn zurückzuholen. Wir versuchten ihr klarzumachen, daß ihrem Sohne Großes bevorstehe, aber sie wollte davon nichts wissen. Bei jedem Satz gab sie immer einen Grunzlaut von sich. Sie sagte: „Ich kann meinen Sohn nicht bei den Städtern lassen. Ich bin alt und kann den Hof nicht mehr versorgen. Wer soll die Ernte vor den Schakalen und Hasen bewahren? Der alte Hund ist tot. Ich habe niemanden außer meinem Sohn. Ohne ihn kann ich nicht leben.“

„Aber alte Mutter, dein Sohn ist ein Weltrekordläufer, und du willst ihn auf einem Feld unter deinem Rock verstecken! Er gehört nicht in ein kleines Dorf, sondern in die große Stadt. Die Welt muß von ihm hören. Du verbaust ihm die Zukunft. Sei nicht so selbstsüchtig und kleinlich und dumm! Laß ihn bei uns!“ redeten wir alle ihr zu.

Sie hörte uns mit einem mißtrauischen, lauerten Blick an und wiederholte dann grunzend: „Ohne meinen Sohn kann ich nicht leben. Ich muß ihn mit zurücknehmen.“

„Reg dich nicht auf, Mutter!“ sagte Buta. „Ich werde bald über die sieben Meere gehen und ein Hundertmeilenrennen in London laufen. Dann kennt mich die ganze Welt ... Dann sind wir reich, und ich komme zurück ins Dorf. Aber ich muß die Gelegenheit haben, nach London zu fahren.“

Am nächsten Tage kehrte sie ohne ihren Sohn ins Dorf zurück.

Wir sammelten etwas Geld für Buta, damit er in die große Stadt reisen konnte. Er wohnte im Hause des pensionierten Richters am Stadtrand. Der Richter pflegte am Nachmittag mit seinen drei Freunden Bridge zu spielen, und Buta verbrachte die Zeit allein auf der Veranda, ganz in seine Gedanken versunken.

Wir hatten zwei Briefe geschrieben, einen an den Sportbeamten in Patiala, den anderen an den Maharadscha. Nun warteten wir auf die Antworten.

Früh am Morgen lief Buta mit langen, ungestümen Sätzen zur Post, um die Briefe für den Richter zu holen. Am Nachmittag lief er manchmal zum Markt und kaufte Betelblätter, Zigaretten, Eis oder Zitronen für die Kartenspieler. Die Zahl der Schaulustigen, die sich am Hause des Richters versammelten, um Buta zu sehen, als wäre er ein Zootier, nahm allmählich ab. Der Reiz der Neuheit verflieg, Buta war einsam wie eine Spindel ohne einen Faden Garn. Drei Wochen vergingen - Buta hatte das Gefühl, als seien Monate vergangen.

Eines Tages sagte er zu mir: „Ich kenne einen Mann, der früher am Hofe des Maharadscha von Patiala gewesen ist und der jetzt in Faridkot wohnt. Er kennt den Maharadscha gut. Wenn ich zu dem gehe, kann er mich mit Leichtigkeit zum Maharadscha bringen. Dann kann ich meinen Weg machen.“

Eine Woche später machte er sich auf zu dem Mann in Faridkot.

Einige Zeit danach hörte ich, Buta sei nach Patiala gegangen. Eine lange Kette von Empfehlungen hatte ihm schließlich den Weg zum Adjutanten des Maharadscha geebnet, der versprach, ihm eine Audienz bei Seiner Hoheit zu vermitteln.

Inzwischen ereigneten sich große Dinge. Indien wurde geteilt. Ich zog nach Delhi und verlor Buta aus den Augen.

Es war Mitte 1948. Die Eingliederung der einzelnen Fürstenstaaten in die Union ging voran, der stellvertretende Premierminister reiste herum und verhandelte mit den Fürsten.

Als ich wieder einmal in Patiala war, fand gerade ein Umzug statt. Sardar Patel und der Maharadscha saßen in einem offenen Wagen nebeneinander. Menschen in bunten Turbanen säumten die Straßen. Zufällig entdeckte ich in der Menge Buta, der die Militärkapelle mit den glitzernden Instrumenten vorbeiziehen sah, die verbräunten Uniformen und den Wagen, der in gemessenem Schrittempo hinter ihnen her rollte.

Ich fragte ihn, was mit seiner Audienz geworden sei. „Sardar Patel ist aus Delhi gekommen“, sagte er. „Im Augenblick ist der Maharadscha von wichtigen Staatsgeschäften stark in Anspruch genommen. Wenn der Maharadscha wieder Zeit hat, werde ich eine Audienz bekommen.“

Ich kehrte nach Delhi zurück. Zwei Jahre lang sah ich Buta nicht, aber gelegentlich hörte ich von ihm. Er wartete immer noch auf seine Audienz. Wichtige Staatsgeschäfte nahmen dem Maharadscha ständig in Anspruch.

Sein Adjutant schlug Buta vor, eine Stelle in Patiala anzunehmen, um das Hin und Her zwischen der Stadt und seinem Dorf zu vermeiden, das ihm Zeit und Geld raubte. Bei der ersten Gelegenheit sollte er zu seiner Audienz kommen und dann zu den Olympischen Spielen geschickt werden. Das sagte Buta zu, und so wurde er als Wächter in der Schloßküche angestellt. Sein Lohn war für ihn wie eine Pfründe, denn er hatte nichts weiter zu tun als auf einem Hocker zu sitzen, zu gähnen und sich zu sonnen oder im Garten umherzustreichen.

Einmal kam seine Mutter, um ihn ins Dorf zurückzuholen. Aber Buta kannte das Leben in der Stadt, die Verzögerungen, den Papierkrieg und bat sie, zurückzugehen. All ihre Nöte würden ein Ende haben, versprach er ihr, sobald er Gelegenheit hätte, nach London zu fahren. Er gab der alten Frau seinen Lohn für die letzten drei Monate. Sie steckte das Geld in eine Falte ihres Rockes und kehrte ins Dorf zurück.

Buta behielt seinen Posten. Oft war er müde vom Sitzen. An diese Lebensweise nicht gewöhnt, benutzte er jeden Vorwand, zum Basar oder zum Markt zu laufen und herumzuwandern. Einmal war er einen ganzen Tag lang nicht auf seinem Posten. Das wurde dem Hausverwalter berichtet und an die höheren Stellen weitergemeldet. Buta wurde vorgeladen und scharf getadelt. Man drohte ihm mit seiner Entlassung, falls er seinen Posten noch einmal verließ und gab ihm zu verstehen, er habe keine Aussichten, jemals zu Sportwettkämpfen geschickt zu werden, wenn so etwas noch einmal vorkomme.

Das machte ihm angst. Er blinzelte mit scheuen Augen und versprach, in Zukunft pflichteifriger zu sein. Nach dieser Verwarnung war er ganz pünktlich und gewissenhaft.

Ein Jahr später kam ich nach Patiala, um in einem Gerichtsverfahren als Zeuge aufzutreten. Nach einem anstrengenden Tage stand ich auf der Straße und hielt nach einem Fahrzeug Ausschau. In einiger Entfernung sah ich eine Rikscha langsam näher kommen. Daneben humpelte eine alte Frau an einem Stock. Als die Rikscha herannahte, sah ich, daß Buta darin saß. Er trug ordentliche Khakihosen und gute Lederschuhe. Sein Hemd und Turban schienen verhältnismäßig neu. Er begrüßte mich mit einem Lächeln, und die Rikscha hielt an.

„Wie geht es dir, Buta?“ fragte ich. „Dank Gottes Güte und deiner Freundlichkeit geht es mir gut, danke“, sagte er. „Seine Hoheit ist in Tschail, dem Sommerpalast. Sobald er zurückkommt, bekomme ich meine Audienz. Mein Name steht ganz oben auf der Liste ... Ich habe gehört, im Herbst soll eine Mannschaft nach London gehen. Ich hoffe, ich werde dazu ausgewählt ...“

Ich betrachtete ihn und fragte, warum er in einer Rikscha sitze.

Die alte Frau seufzte und klagte: „Oh, mein Sohn! Er war an Freiheit gewöhnt. Das ewige Sitzen auf einem Hocker als Wächter hat ihm sehr zugesetzt. In seinen Schenkeln und Waden ist das Blut geronnen und hat sich in seinen Knien gestaut. Sehen Sie, wie geschwollen sie sind! Oh, mein Herz!“

Dabei schlug sie sich mit den Fäusten an die Brust und klagte: „Ich bringe ihn jetzt ins Krankenhaus, damit seine Knie behandelt werden.“

Ich betrachtete Buta. Seine Knie, einst wie Schilde, waren nun aufgedunsen und angeschwollen. Mein Herz krampfte sich zusammen, als ich ihn sah - einen Invaliden in einer Rikscha.

Er warf mir einen gebrochenen Blick aus seinen tierhaften Augen zu. Plötzlich leuchtete ein Hoffnungsstrahl darin auf, seine Lippen öffneten sich wie eine frischgepflügte Furche, und er sagte: „Der Arzt behandelt mich mit einem elektrischen Apparat. In einer Woche werden meine Knie wieder gesund sein, und ich werde wieder laufen können. Dann will ich nach London fahren und das Hundertmeilenrennen laufen.“

Ich sah die Hoffnung in seinem Gesicht - Hoffnung, die ihn wie eine Fata Morgana von Wüste zu Wüste geführt hatte, und auch jetzt, wie ein gestrauchelter Hirsch, hoffte er immer noch, die Wasserstelle zu erreichen, die in der Ferne blinkte.

Die Rikscha fuhr langsam davon. Ich stand da und folgte mit den Blicken der Mutter und dem Sohn, bis sie um eine Wegbiegung in der Ferne verschwunden waren.



Übersetzt von Renate Fischer
(Copyright by Kalmer, London)

Portugal will keine Zuschauer

Von unserem Mitarbeiter Karl Breyer

Die Kolonie Angola ist 1246700 qkm groß und wird von rund 4,5 Millionen Menschen bewohnt, davon sind nurrund 110000 Weiße. Die übrige Bevölkerung setzt sich aus Buschmanngruppen und Zwergvölkern im Süden, hauptsächlich jedoch aus Bantustämmen zusammen. Etwa 1300000 sind Katholiken. In der Hauptstadt Luanda (offizieller Name ist Sao Paulo de Luanda) wohnen 190000 Menschen, darunter etwa 10000 Weiße

Unter den im Norden wohnenden Negern, die zum Bakongostamm gehören, brach im März vergangenen Jahres ein Aufstand aus, der sich gegen die portugiesische Kolonialherrschaft richtete. Er wurde zu einem Teil mit blutigen Mitteln niedergeschlagen. Aber auch heute noch tobt der Guerillakrieg weiter. Er wird wohl kaum zu Ende gehen bis nicht die Portugiesen eingesehen haben, daß die Zeit der Kolonialherrschaft vorbei ist.

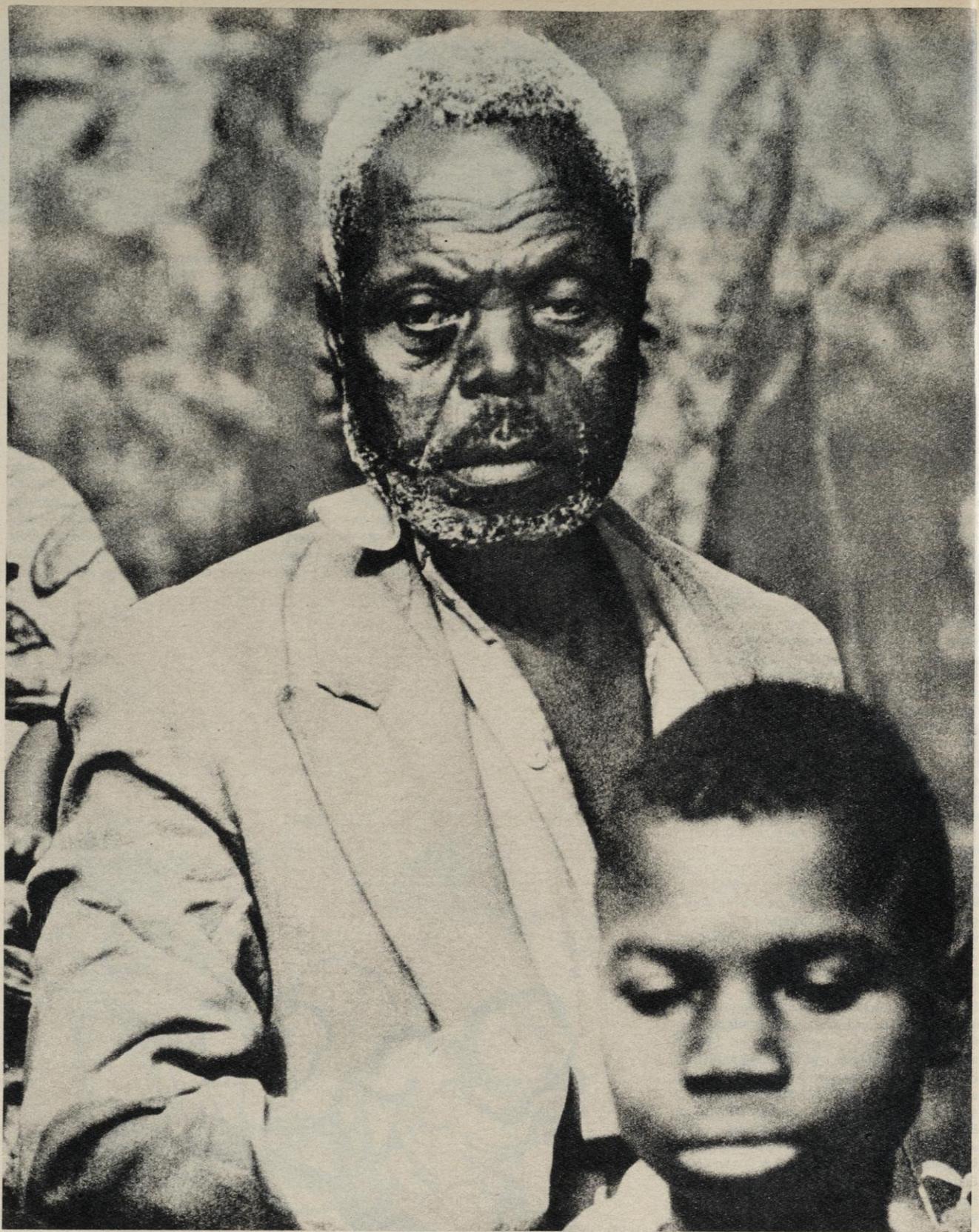
Der Aachener Fotoreporter Karl Breyer besuchte Mitte vorigen Jahres die Kolonie Angola mit einem offiziellen portugiesischen Visum. Er wurde bereits wenige Tage später ausgewiesen. Daraufhin begab er sich nach Leopoldville, wo er den Führer der Aufständischen Holden Roberto interviewte. Später machten es ihm die Rebellen möglich, mit einer Aufständischenkolonne in das Innere Angolas zu ziehen und dort verschiedene Widerstandsnester zu besuchen.

Kein Land der Welt – selbst nicht hinter dem Eisernen Vorhang – scheint mir heute so von der Außenwelt abgeschlossen zu sein wie Angola. Eine fast perfekt funktionierende Zensur und eine ebenso perfekt arbeitende Geheimpolizei (Policia Internacional e de Defesa do Estado) sorgen dafür, daß niemand bis heute genau weiß, ob der Aufstand der Bakongo-Neger im Norden der „Portugiesischen Provinz Angola“ nun 20000, 30000 oder 46000 Todesopfer gefordert hat. Von den acht international bekannten Journalisten (darunter Westdeutschlands Rundfunk-Korrespondent Dr. Peter Scholl-Latour, Amerikas AP-Korrespondent Peter Grosse) konnte sich bisher nur der Daily-Telegraph-Mann Dick Beaton in Luanda behaupten, und auch das nur, weil der Direktor seiner Zeitung eng mit Salazar, Portugals Staatspräsidenten, befreundet ist. Alle anderen wurden nach mehr oder weniger kurzer Zeit von der portugiesischen Geheimpolizei ausgewiesen, und zwar genau dorthin, wo sich das Hauptquartier der Bakongo-Neger-Rebellen befindet: nach Leopoldville. Der Aufstand der Bakongo-Neger, der sich schon im Februar und im März 1961 durch Unruhen in Luanda äußerte, kam für die Portugiesen vollkommen überraschend. Innerhalb weniger Wochen überrannten die Aufständischen, die über die Nordgrenze in das Land hineinströmten, die wenigen Polizeiposten, zogen brennend und plündernd an den reichen Kaffeepflanzungen vorbei und hatten innerhalb kürzester Zeit einen großen Teil der nördlichen Gouvernements fest in der Hand. Sie näherten sich sogar der Hauptstadt Luanda bis auf etwa 50 Kilometer, eroberten die alte Hauptstadt des

Königreiches Kongo, Sao Salvador do Congo. Hier war im Laufe der Jahrhunderte der Traum vom Königreich Kongo am lebendigsten geblieben und erhielt nun durch die Selbständigkeit des Belgischen Kongo, den Einfluß von Staatspräsident Kasawubu und die Unzufriedenheit der Plantagenarbeiter neuen Auftrieb. Hypnotisiert von der grausamen Vehemenz dieses Aufstandes waren die weißen Bewohner Angolas zunächst ratlos. Viele Plantagenbesitzer flüchteten mit Frau und Kindern in die Hauptstadt, und manche zogen es sogar vor, Angola für immer zu verlassen. Portugals Staatspräsident Salazar ist jedoch nicht gewillt, Angola sang- und klanglos abzuschreiben. An Stelle des früheren Generalgouverneurs schickte Lissabon den 50jährigen Luftwaffengeneral Deslandes, der bereits unter Franco im spanischen Bürgerkrieg kämpfte und weiß, mit welcher grausamen Härte man Andersdenkende unterwerfen muß. Portugal schickte außerdem Truppenverstärkungen in Höhe von etwa 15000 Mann, darunter – wie üblich – Fallschirmjäger und Kommandotruppen. Auch die weißen Siedler setzten sich nun selbst zur Wehr. Sie stellten Bürgermilizen auf, durch-

kämpften die Bakongo-Dörfer und rotteten zusammen mit den portugal-treuen Ballundokriegern einen großen Teil der Bewohner aus. Aber das Feuer des Aufstandes ließ sich selbst durch ungewöhnlich grausame Vergeltungen nicht mehr austreten. In der letzten Woche führte die portugiesische Polizei in Luanda wiederholt Razzien in Negervierteln durch und verhaftete Schwarze und Weiße, die einen Angriff auf die Hauptstadt planten. Zum ersten Male trafen jetzt auch aus dem Süden Berichte ein, wonach Farmen isoliert wurden und sogar einige größere Städte angegriffen wurden. Auch die Maßnahmen der südafrikanischen Regierung, die im Ivamboland, hoch oben im Norden an der Grenze nach Angola, drei Polizeistationen einrichtete, beweisen, daß der Aufstand immer mehr um sich greift. Aufklärer und Transporter der Luftwaffe Südafrikas landeten in Waalvisbay, in Keetmanshoop, in Ondangua und Andara. Vor der internationalen Presse in Südafrika wurde bekanntgemacht, daß die Truppen an der Grenze nach Angola auf rund 6000 Mann verstärkt werden sollen. Obwohl Luanda, die Hauptstadt Angolas, äußerlich auf den Fremden einen friedfertigen

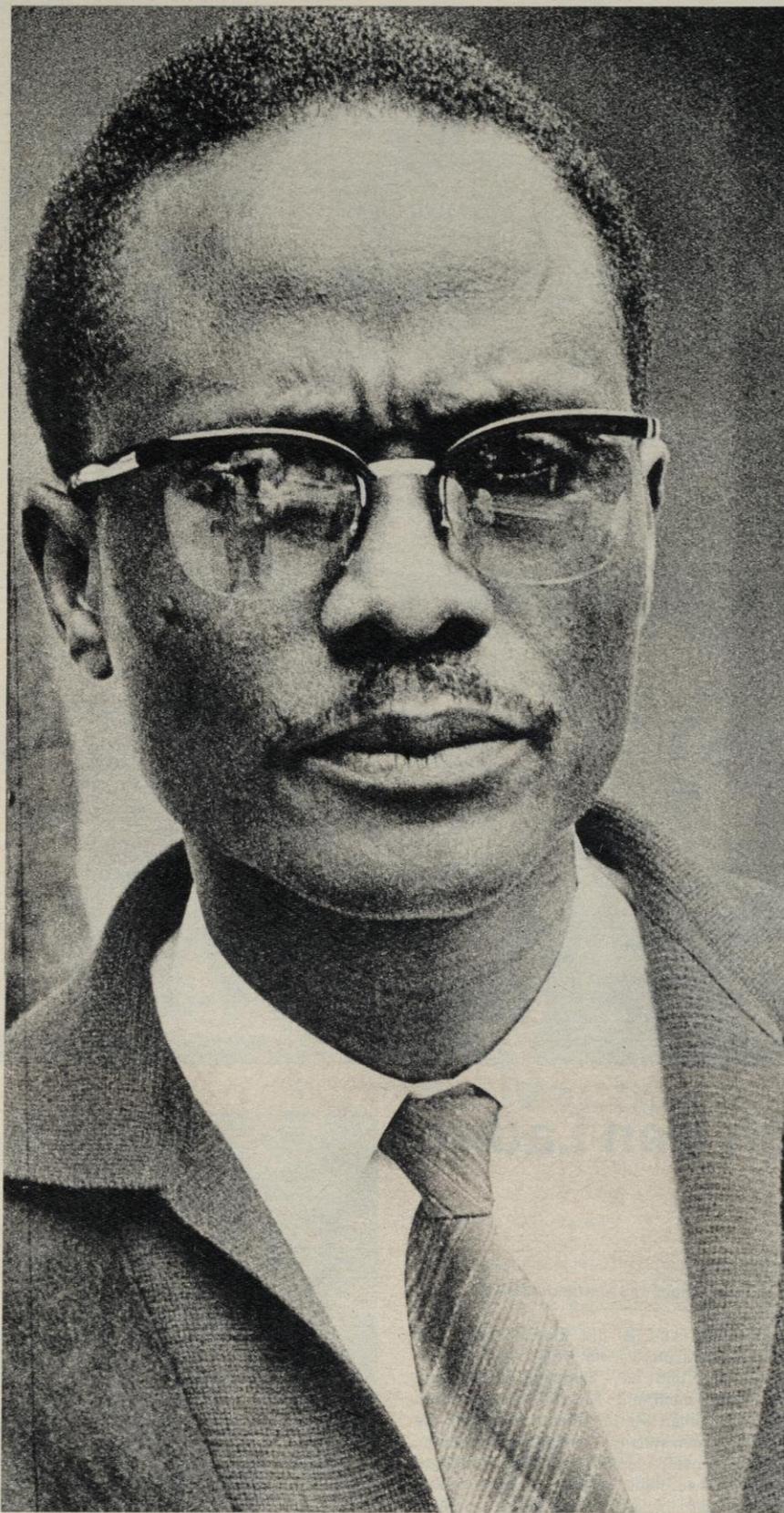
Eindruck macht, steigt mit jedem Tag die panische Stimmung der Weißen. 40000 Portugiesen sehen sich einer Bedrohung von rund 250000 Schwarzen gegenüber, einem latenten Hexenkessel, der jeden Tag explodieren kann. Diese Stimmung und die Nachrichten aus den anderen portugiesischen Kolonien Mozambique, Portugiesisch Guinea und den Inseln Cap Port tragen dazu bei, daß das Gefühl, daß eine Epoche zu Ende geht, immer stärker wird. „Abreisen ist Verrat“, so lauten die Slogans der Ultras in Angola, aber trotzdem sind die Passagen auf den Dampfern nach Portugal bis Januar 1962 voll gebucht, und in den Banken Luandas steht man Schlange, um Gelder nach Portugal überweisen zu können. Jeder Fremde, der die Stadt zum ersten Male besucht, wird von Kellnern, Taxifahrern und Angestellten um ausländisches Geld angebettelt, das man dann gegen Angola-Escudos eintauschen soll, da fremde Währungen sich weitaus leichter nach Portugal transferieren lassen. Die Hoffnung vieler Portugiesen kehrte kurze Zeit wieder, als Truppenverstärkungen aus Portugal angekündigt wurden und inzwischen auch in Luanda an Land gingen. Auch machte man



...neue Illusionen, als eine große Offensive gegen die Aufständischen im Norden zum Ende der Regenzeit angekündigt wurde. Von den 25000 Soldaten, die für diese Offensive eingesetzt werden sollen, sind in Wirklichkeit rund 10000 Mann einheimische Truppen, zu denen die portugiesischen Offiziere kaum Vertrauen haben. Tatsache ist ja auch, daß zu Anfang des Aufstandes eine große Anzahl einheimischer Truppen zu den Aufständischen der UPA desertierte. Die „frischen Truppen“, die inzwischen aus Portugal geschickt wurden, haben bis heute nicht die Stärke von 10000 Mann überschritten. Die Stärke der Aufständischen wird dagegen von portugiesischer Seite auf rund 60000 Mann geschätzt. (Zum Vergleich: die FLN in Algerien hat rund 80000 Aufständische gegen eine Armee von rund 600000 Mann eingesetzt.) Die portugiesische Luftwaffe verfügt zur Zeit über zehn Bomber, sechs Düsenjäger, vier Transporter und zwei Bomber älteren Ursprungs, die in sehr schlechtem Zustand sind. Nach Mitteilungen von Offizieren der Luftwaffe sind die Düsenjäger und Bomber dauernd im Einsatz, da sie ganze Landstriche mit Brand- und Nepalbomben belegen.

Dank dieser Taktik der verbrannten Erde gibt es im Norden Angolas kaum noch ein Eingeborenen Dorf und nur noch wenige Kaffeeplantagen. Die meisten Plantagenbesitzer (darunter auch Deutsche, von denen ich einige kennenlernte) sitzen heute in Luanda, obwohl die Kaffeernte längst fällig wäre und die Früchte jetzt an den Sträuchern verfaulen. Ein Deutscher erzählte mir, daß während der ersten Tage des Aufstandes seine sämtlichen schwarzen Arbeiter bis auf wenige im Busch verschwanden. Seine Plantage ist inzwischen abgebrannt und geplündert worden. Er floh unter abenteuerlichen Umständen mit seinen Schwiegereltern nach Luanda. „Es bleibt mir nichts anderes übrig, als hier abzuwarten. Aber mein Lebenswerk ist zerstört.“ Für die Portugiesen Angolas bedeutet der Verlust der Kaffee-Ernte eine wirtschaftliche Katastrophe ersten Ranges. 40 v. H. der Einkünfte Angolas stammen aus der Kaffee-Ernte (sie sind zweimal so hoch wie die Einnahmen aus dem Diamantenerwerb). Aber selbst wenn man mit Hilfe von Bürgermilizen und portugiesischen Truppen in der Lage wäre, den Kaffee zu ernten, bliebe noch das Problem des Transportes. Die meisten Straßen vom Norden nach Luanda sind von den Aufständischen zerstört worden. Zahlreiche andere werden in jedem Fall von den Rebellen kontrolliert. Viele einflußreiche Portugiesen versprechen sich mehr von wirtschaftlichen und sozialen Reformen und setzen teilweise sogar ihre Hoffnungen auf Autonomie. Aber trotzdem glauben die meisten, daß es heute bereits zu spät ist. Der erste wirkliche Aufstand im schwarzen Afrika gegen die weißen Kolonialherren läßt sich nicht mehr aufhalten.

Viele Portugiesen sehen ihre letzte Rettung in einer einheitlichen Front des weißen Mannes, an der sich Angola, Mozambique, Südrhodesien, Südwestafrika und die Südafrikanische Union beteiligen würden. Vielleicht sogar das Katanga Moise Tschombes, der seit einiger Zeit engere Verbindungen mit Angola pflegt. „Wenn jeder Portugiese nur fünf Angolaner tötet“, so sagt man in Luanda, „dann haben wir das Problem sehr schnell gelöst.“ In Wirklichkeit spricht man bereits davon, daß zwischen 20000 und 46000 Schwarze während der Unruhen in Angola getötet wurden. Außerdem soll es rund 100000 Flüchtlinge aus Angola im südlichen Kongo geben. Das bedeutet ein neues Problem für die ohnehin schon übermäßig belastete Regierung in Leopoldville, die ja außerdem noch kaum in der Lage ist, ihre eigenen Probleme zu lösen. Die meisten Flüchtlinge befinden sich in der Nähe der Hafenstadt Matadi, andere wurden in Leopoldville selbst untergebracht. Das Kongoleische Rote Kreuz hat sich inzwischen um erste Hilfsmaßnahmen bemüht. Viele der Flüchtlinge sind durch Kugelschüsse und Nepalbomben verwundet. Hunderte von ihnen starben auf dem Weg zur Kongogrenze. In Luanda dagegen spricht man von den nur rund 1000 weißen Opfern, die der Aufstand bisher forderte.



Interview mit Holden Roberto, dem Chef der Rebellion in Angola

Die Berichte, die aus Portugiesisch-Angola an die Öffentlichkeit dringen, sind mehr als spärlich. Eine große Offensive portugiesischer Truppen im Norden des Landes hat den Aufstand der Kakongo-Krieger keineswegs niederschlagen können. Bei den Pflanzern, die in Luanda untätig herumsitzen und von einer geringen Unterstützung der portugiesischen Regierung leben, verschwinden mit jedem neuen Tag immer mehr Hoffnungen. In Leopoldville dagegen, der Hauptstadt des früheren Belgischen Kongo, hat inzwischen der stärkste Chef der Angola-Rebellen, Holden Roberto, sein Hauptquartier aufgeschlagen. Er empfängt in einer kleinen unscheinbaren Wohnung am Rande der weißen Stadt und dem Negerviertel Besucher und Journalisten und ist von einer zurückhaltenden Freundlichkeit. Sein Gesicht verrät eine wache Intelligenz, und in seinen Bewegungen und vielleicht auch in seinen Zügen gleicht er Patrice Lumumba, mit dem er sehr befreundet war.

„Die Portugiesen haben von ihrer Seite gesehen, nur noch diese Hoffnung, daß sie eben auf eine Generaloffensive setzen, die niemals mehr gelingen kann. Aber wie dem auch sei,

wir werden weiterkämpfen genauso wie die Aufständischen in Algerien. Und wir haben genau die gleichen Gründe wie die Algerier. Wir sind Angolaner. Wir kennen also das Land, jeden Baum, jeden Strauch. Besser als die Portugiesen. Wir können uns also in jedem Falle jeder portugiesischen Taktik anpassen. Wir bleiben in Angola, und eines Tages werden wir wirklich die Herren des Landes sein, ob es den Portugiesen paßt oder nicht.“

Holden Roberto spricht sowohl fließend französisch wie auch englisch. Er ist einfach, aber sauber gekleidet und hat die Gebärden eines gebildeten Engländers. Man merkt ihm an, daß er lange Zeit Kontakt mit den Weißen pflegte. Viele ihrer Sitten und Angewohnheiten hat er übernommen. Er redet leise, und man muß sich bemühen, ihn genau zu verstehen. Er zeigt nicht die geringste Aufregung oder Nervosität. „Ich habe drei verschiedene Namen“, sagt er leise und mit einem Lächeln, „aber glauben Sie mir, mein richtiger Name ist Holden Roberto. Mein Familienname ist Roberto und mein Vorname Holden.“ Als ich ihn ein wenig erstaunt ansehe, weil ich glaube, sein Vorname sei Roberto, lächelt er wieder. „Ja, ja“, sagt er

dann, „mein Vater ließ mich auf den Vornamen Holden taufen. Er tat dies aus Treue zu einem amerikanischen Missionar, der damals in meiner Heimat wirkte, ein gewisser Dr. Holden.“ In Accra, Ghana und anderen Städten des afrikanischen Kontinents, die er teilweise zusammen mit seinem Freund Lumumba bereiste, nannte er sich eine Zeitlang José Gilmore, um damit der Verfolgung durch die portugiesische Geheimpolizei zu entkommen. Holden Roberto ist außerdem sehr eng mit Kwame Nkrumah befreundet. Heute ist Roberto der wirkliche Chef eines Aufstandes, der sich vom Norden Angolas immer mehr ausbreitet. Die Organisation Holden Robertos nennt sich UPA (Union des Populations de l'Angola = Union der Völker Angolas). Es gibt noch eine zweite Organisation die ihren Sitz in Conakry hat und von Mario de Andrade geleitet wird. Sie nennt sich MPLA (Mouvement populaire pour la libération de Angola) = Volksbewegung für die Befreiung Angolas. Die MPLA ist ebenfalls sehr aktiv, und Mario de Andrade verfügt über ein großes Prestige in Angola und im Süden des Kongo. Trotzdem scheint heute bereits die UPA den größeren Einfluß zu haben. Conakry, die Hauptstadt Guineas, liegt zu weit von Luanda entfernt. Außerdem, so versichern Vertreter beider Gruppen mit Nachdruck, gibt es für beide Organisationen nur ein gemeinschaftliches Ziel: die Befreiung Angolas von der portugiesischen Kolonialherrschaft.

„Wir wollen keineswegs die Vertreibung der Europäer aus Angola“, so versichert mir Holden Roberto. „Wir wissen nur allzu genau, daß wir ihre Hilfe noch viele Jahre brauchen. Sie leiden heute genauso wie wir unter dem Regime Salazar, und unser Ziel ist, sie ebenfalls von dieser Unterdrückung zu befreien.“ Ich versuche, Holden zu unterbrechen (er weiß, daß ich aus Angola ausgewiesen wurde) und zeige ihm einige Aufnahmen von Greuelthaten der Aufständischen, Aufnahmen, die mir von der portugiesischen Armee übergeben wurden. Sie zeigen Szenen von unvorstellbarer Grausamkeit. Roberto leugnet keineswegs: „Sicher, diese Ereignisse sind wahr, und ich bin der erste, der dies bedauert. Aber diese Greuel sind ein Zeichen an der Wand, und die Welt scheint dies nicht zu begreifen. Sie sind die Explosionen eines Volkes, das seit Hunderten von Jahren von portugiesischen Pflanzern drangsaliert, gepeitscht und verschachert wurde. Heute noch gibt es in Angola das System der Zwangsarbeit. Regelmäßig organisiert man in den Dörfern Razzien und treibt die Männer zusammen, um sie auf den Plantagen arbeiten zu lassen. Sie werden schlecht bezahlt, leben von getrockneten Fischen und werden wiederholt ausgepeitscht. Das weiß man in Europa nicht, und so versteht man auch nicht, daß eines Tages die Seele meines Volkes explodieren muß.“

Mit ausführlicher Genauigkeit beschreibt dann Holden Roberto die Aktionen der portugiesischen Armee in den Dörfern an der Kongogrenze nach den ersten Zwischenfällen. Die Soldaten umzingeln die Dörfer, treiben Männer, Frauen und Kinder aus den Hütten heraus und zu den Ufern der Flüsse hin. Dort werden sie dann ohne Unterschied gnadenlos niedergemäht. Kein Wunder, daß heute der Angolaner sagt: „Auge um Auge, Zahn um Zahn.“ „Auch werden Tausende unserer Brüder gefoltert und gezwungen, gegen unsere UPA-Armee zu kämpfen. Auch darüber haben wir Beweise“, so behauptet der Führer der UPA dann. Er erzählt weiter, daß es heute noch Fälle gibt, in denen Portugiesen einem Dieb die Hände abschlagen und andere Gefangene in Ketten legen. „Aber wir wollen nicht Gewalt mit Gewalt vergelten“, so sagt Holden Roberto abschließend, „wir wollen mit den Portugiesen guten Willens zusammenarbeiten. Sollten wir eines Tages in Luanda sein (und wir werden es erreichen), dann werden wir mit ihnen zusammenarbeiten. Wir könnten heute bereits Beweise dafür vorlegen, daß es zahlreiche Portugiesen gibt, die unsere Bewegung unterstützen. In Kürze werde ich mein Hauptquartier nach Angola verlegen, und dann werden Portugiesen mit zu meinen Beratern gehören.“



Liebe geht durch den Laden

Wie bekomme ich einen Mann? Dieses Problem heiratslustiger Mädchen hat soeben eine neue und überraschende Antwort gefunden.

Über längere Zeit angestellte statistische Untersuchungen bei einer Anzahl großstädtischer Standesämter ergaben, daß niemand so schnell heiratet wie die Verkäuferin. Beinahe jede zweite berufstätige Braut, die im Jahre 1961 unter die Haube kam, stand hinter dem Ladentisch. Mit einem Anteil von über 40 v. H. rangierten die Geschäftsdamen weit vor jeder anderen Tätigkeit!

Und nicht nur das. Auch im Verhältnis zur Zahl der Tätigen kann sich nur noch die Stewardess mit der Verkäuferin messen. Weitere Umfragen ergaben, daß viele Berufsangehörige sogenannte „gute Partien“ machen. Während es beispielsweise bei den Büroangestellten verhältnismäßig selten vorkommt, daß der Chef die Stenotypistin heiratet, wählen Einzelhandelskaufleute vielfach mit Bedacht eine verkaufstüchtige Kraft aus der Branche zur Lebensgefährtin.

Bei solchen Berufsheiraten sind die Gründe leicht verständlich. Warum aber darüber hinaus die Ehechancen der Verkäuferin gegenüber Vorkriegszeiten als verdoppelt gelten können, bedarf der Erklärung. Insbesondere, da dieser Zug der Zeit laut Statistik von Jahr zu Jahr deutlicher wird. So daß bereits manche Firmen besonders hübsche Verkäuferinnen nur ungern einstellen. „Da ist jede aufgewandte Mühe vertan“, sagen sie, „zu gut aussehendes Personal wird weggeheiratet, bevor wir damit warm werden und es eingearbeitet haben!“

Tatsächlich gibt es kaum eine ähnliche Möglichkeit, in kurzer Zeit so viele Mädchen zu treffen, ins Gespräch zu ziehen und zwanglos „besichtigen“ zu dürfen, wie hinter dem Ladentisch. Und dazu noch junge Damen, die es alle gelernt haben, sich vorteilhaft zu geben

und ihrer Umgebung ein freundliches Gesicht zu zeigen!

Schließlich sind ja die Eigenschaften der idealen Verkäuferin, wie Höflichkeit, Anpassungswille und das Eingehen auf fremde Wünsche, auch die Tugenden einer guten Gattin. Ähnlich wie im Urlaub, zeigt sich die Frau im Laden stets nur von ihrer besten Seite. Immer lächelnd, immer gepflegt, immer gut frisiert und sorgfältig gekleidet beweist sie dem Manne, daß ihr der Alltag nichts anhaben kann.

Nicht zuletzt spielt auch die Gewöhnung an ein angenehmes Gesicht eine erhebliche Rolle. Viele Kunden besuchen einen bestimmten Laden ja nur der guten Bedienung halber. Kein Wunder, daß sich manchmal aus der Sympathie zum gewohnten Vis-à-vis hinter der Theke auch freundschaftliche Privatgefühle entwickeln.

Und wie gut hat es im Laden die Liebe auf den ersten Blick. Der Mann, der sich plötzlich vom Anblick einer Frau fasziniert fühlt, braucht nicht zu rätseln, wie er sie wiedersehen könnte. Er kauft eine Kleinigkeit, und schon steht er der Angeboteten wieder gegenüber! Sogar eine Erklärung darf er sich sparen. Sein täglicher Einkauf beim immer gleichen „Fräulein“ verrät ihn schnell. Obwohl jeder Kunde König ist, hat doch auch die Höflichkeit Abstufungen, die ihn über seine Chancen informieren.

In einer Zeit, welche die reduzierten Möglichkeiten der Partnerwahl für viele junge Leute beklagt, haben sich hunderttausende Paare über den Ladentisch gefunden. Gelegenheit schafft Liebe – wo sich täglich so zahlreiche heiratslustige Männer und so viele gutaussehende und liebenswürdige junge Frauen begegnen, kann sie nicht ausbleiben!

W.



Die unteren Zehntausend

Verleih United Artists

Der Name Frank Capra – dies wird der berufsmäßige Kinogänger gerne bestätigen – steht mit fetten, goldenen Lettern im Buch der amerikanischen Filmgeschichte geschrieben. Jahrzehntelang vermochte der gebürtige Sizilianer, der schon früh in die USA gekommen und hier den für Land und Berufssparte typischen Weg vom Schauspieler über den Fotografen, Cutter, Autoren, Gagman und Regieassistenten zum Regisseur einschlug, die Aufmerksamkeit der internationalen Filmwelt zu erregen, die ihm alsbald rückhaltlose Bewunderung zollte.

Seine zwar meist humorvollen, aber doch stets sozialkritischen Filme, politische und gesellschaftliche Mißstände aufspürend und satirisch gleichsam überzeichnend, verrieten einen an der unerfreulichen Realität geschulten Blick und einen scharfen, unbestechlichen Geist. Hinter der unkonventionellen, ideenreichen formalen Gestaltung seiner Werke verbarg sich der erfahrene, berechnende Techniker sowie der experimentierfreudige und doch so verantwortungsbewußte Künstler.

Capras neuester Film indes vermag die Bedeutung früherer Werke nicht zu erlangen. Einige Mängel – Mängel vom Thematischen her – darf der Kritiker nicht anstandslos übergehen.

Capras sozialkritische Akzente, diesmal in die gängige Hülle des modernen Gaunermärchens verpackt, kommen einige Nuancen zu tränenfeucht und bieder, um wirklich überzeugend zu wirken. In der ersten Hälfte des Films wirkt die Story allzu verlogen und hanebüchen, in der zweiten wird sie zumindest lustig und unterhaltsam.

H. P.

Eins, zwei, drei

Verleih United Artists

Die Ankündigung der United Artists, Billy Wilder drehe für sie in Berlin mit deutschem Aufnahmestab und deutscher Besetzung (mit wenigen Ausnahmen) einen Film über die gespannte Ost-West-Situation, löste eine Flut voreiliger Schlußfolgerungen aus. Freunde sahen ihn den bedeutendsten Film des Jahres drehen, Gegner kündigten schon frohlockend einen Wilder an, der auf politischem Glatteis arg gestrauchelt, und böse Zungen wollten gar wissen, dies sei des amerikanischen Regisseurs bündige Antwort auf die schöpferische Passivität bundesdeutscher Filmproduzenten. Nun, um es gleich vorwegzunehmen, Wilder hat weder einen besonders wichtigen Film gemacht noch ins politische Fettnäpfchen getreten.

Was er da sehr frei nach Franz Molnars gleichnamiger Komödie in turbulente Szene setzte, ist wieherndes, keuchendes Leinwandvergnügen, nicht unflott heruntergekurbelt. Ein atemberaubendes Feuerwerk an guten und weniger guten Einfällen, scharf pointierter Dialogtechnik und haarsträubend-unsinnigem Klamauk, der zumindest hierzulande seine Jünger finden wird.

Als Ganzes betrachtet eine Non-Stop-Show um die Verwandlung des Jungkommunisten Otto-Ludwig Piffel in den kapitalistischen, monokeläugigen Grafen von Droste-Schattenburg, vom Politisch-Satirischen her nicht ohne Reiz.

Schauspielerisch durchweg gut besetzt; mit einziger Ausnahme Horst Buchholz, der als Piffel allzu dick aufträgt.

Es wurde viel gelacht. Auch ich habe gelacht, freilich! Doch hätte mir und Wilders Werk an manchen Stellen ein Schmunzeln besser getan.

H. P.



Szene aus dem preisgekrönten französischen Kurzfilm „Der Hochzeitstag“

Der ungebetene Nachbar

Bericht über die VIII. Westdeutschen Kurzfilmtage in Oberhausen

Stellen Sie sich folgende Situation vor: Sie laden alle Ihre Nachbarn zu einer Party ein, alle bis auf einen, mit dem Sie im Streit liegen. Die eingeladenen Nachbarn sagen zu, doch den einen, nennen wir ihn Herrn X., wurmt das. Er, der Sie tagtäglich beschimpft, fühlt sich nun plötzlich übergangen. Und so fordert Herr X. Ihre anderen Nachbarn auf, der Party fernzubleiben. Einige der Nachbarn, die mit Herrn X. im gleichen Gesangsverein sind, wollen ihn nicht verärgern und ziehen ihre Zusagen zurück.

Was würden Sie nun tun? Die Party ausfallen lassen? Die Herren Y. und Z., auf die Sie sich ganz besonders gefreut haben, weil sie angenehme Gesellschafter sind, kommen nicht. Sehr ärgerlich, aber nicht zu ändern. Die Party wird steigen, denn Sie haben alles vorbereitet, auch würden Sie Herrn X. einen Gefallen tun, wenn die Geselligkeit ins Wasser fiel. Nun ja, es wird eben nicht so interessant, wie Sie es sich vorgestellt haben, aber immerhin – immerhin.

Bei den VIII. Westdeutschen Kurzfilmtagen, die wieder unter dem Motto „Weg zum Nachbarn“ standen, spielte die DDR die Rolle des Herrn X. Bestimmt wären die Regisseure Rußlands, Polens, Bulgariens und der Tschechoslowakei gern mit ihren Filmen nach Oberhausen gekommen, aber die Funktionäre befohlen Solidarität, und so wurde der Weg zum Nachbarn nicht von allen besritten. Hoffen wir, daß er nur ein Umweg ist, daß wir die Filmfreunde aus dem Ostblock im nächsten Jahr wieder in Oberhausen begrüßen können! Jugoslawien als einziges kommunistisches Land ließ sich den Weg nicht versperrern, Jugoslawien, das uns Jahr für Jahr mit seinen vorzüglichen Kurzfilmen überraschte. Auch diesmal qualifizierten sich die jugoslawischen Filme wieder, mit den französischen und amerikanischen gehörten sie zur Spitzenklasse, bekamen Preis und Anerkennung.

Erfreulich die abermalige Qualitätssteigerung der deutschen Filmauswahl. Gäbe es derart gute deutsche Spielfilme, könnte von einer Filmkrise nicht die Rede sein. Der Zeichentrickfilm „Gartenzwerge“ von dem jungen Wolfgang Urchs, eine Persiflage auf den tüchtigen, geltungssüchtigen Nachkriegsdeutschen, hat durchaus internationales Format. Ebenso kann der Film „Tagebuch eines Reporters“ von Manfred Durniok als gelungen gelten. Beachtenswert auch „Bodega Bohemia“ von Peter Schamoni und „Autos von morgen, Straßen von heute, Menschen von gestern“ von Hansjürgen Pohland. Am meisten beeindruckte mich der Film „Simon“ von Louis Grosperre, der ebenso behutsam wie eindringlich das wahre Erlebnis eines ehemaligen Auschwitz-Häftlings zeigt. Simon, der jetzt in Berlin lebt, beobachtet das Aus-sortieren und Verladen von Schlachtperden, wird an sein einstiges Schicksal erinnert: Auch er und seine Leidensgenossen wurden von den Nazis verladen in Güterwaggons, dann aussortiert und mit einer Nummer gezeichnet. Simon beschließt, wenigstens einige Pferde vor dem Schlachter zu retten, nach und nach kauft er immer mehr todgeweihte Pferde, pachtet eine Weide und läßt sie dort unbehelligt und frei leben.

Die Niederlande stellten unter anderen einen besonders guten Film vor: „Das Haus“ von Louis van Gasteren. Ein Haus, gebaut vor der Jahrhundertwende, wird heute abgebrochen. Durch beziehungsvolle Rückblenden wird die Geschichte des Hauses und seiner einstigen Bewohner sichtbar gemacht: Wir sehen das junge Paar, das das neue Haus bezieht, sehen, wie das einzige Kind geboren wird, sehen den Tod der Mutter, später den Tod des Vaters, den Tod des Schwiegersohns, der von deutschen Okkupanten erschossen wird. Alle diese Episoden folgen sich nicht chronologisch, sie sind vielmehr auf reizvolle Weise gemischt; stumm, pantomimisch das Spiel

der vorzüglichen Darsteller. Ein unvergeßlicher Film.

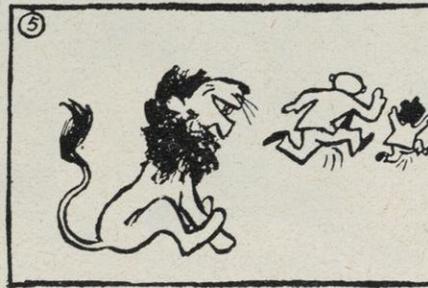
Den „Spezialpreis der Internationalen Jury“ für das beste und vielseitigste Kurzfilmangebot bekam Frankreich. Der französische Film „Hochzeitstag“ von Pierre Etaix und Jean-Claude Carrière teilte sich den „Großen Preis der Westdeutschen Kurzfilmtage“ mit dem amerikanischen Film „Assembly Line“ von Marton Heilig. Während sich der französische Film satirisch mit dem Verkehrschaos beschäftigt, das einen Ehemann daran hindert, zusammen mit seiner Frau den Hochzeitstag zu feiern, zeigt der amerikanische Streifen die Einsamkeit eines Fließbandarbeiters, der in seiner Freizeit nach menschlichem Kontakt sucht, jedoch nur auf Leere stößt. Hier wird die Situation des Menschen in einer hochentwickelten Zivilisation dargestellt, wobei ich mich des Gefühls nicht erwehren konnte, daß die Einsamkeit nicht unbedingt ein Symptom unserer Zeit zu sein braucht.

Ein französischer Film muß noch besonders hervorgehoben werden: „Der Dicke und der Dünne“, inszeniert und auch zum Teil verkörpert von dem polnischen Gastregisseur Roman Polanski: ein Thema, das sich mit der ungerechten Abhängigkeit des Schwachen vom Starken beschäftigt.

Bunt war auch in diesem Jahr das Filmangebot, vielseitig und anregend. Es ist unmöglich, den vielen guten Leistungen gerecht zu werden. Argentinien, Belgien, Brasilien, Dänemark, England, Italien, Finnland, Japan, Kanada, Spanien, all diese Länder schickten ihre besten Kurzfilme nach Oberhausen, eine internationale Revue der Ideen und Gestaltungen, Brücken zum Verständnis dieser Völker, Deutungen, Anklagen, Offenbarungen, Richtungen, facettenreich wie diese Welt nun mal ist, diese ebenso schöne wie interessante Welt.

Philipp Wiebe

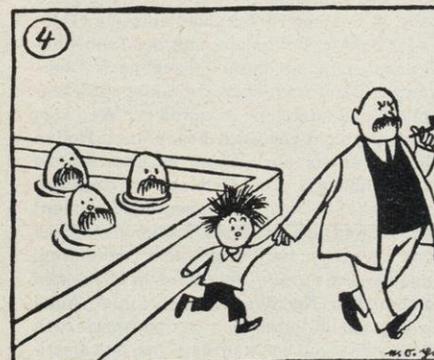
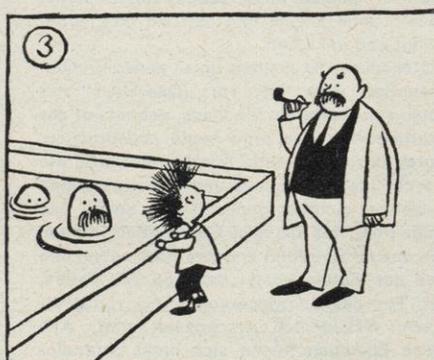
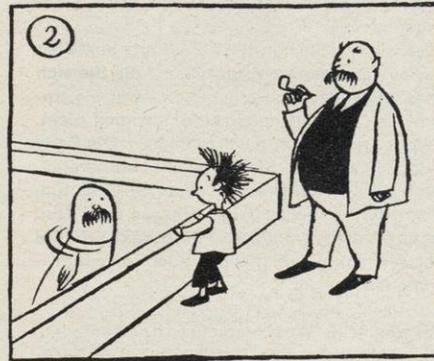
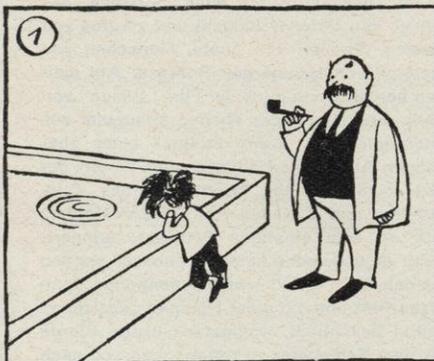
Ein Jahr später



Der Löwe ist los!



Ähnlichkeit



Aus „Vater und Sohn“

von e. o. plauen